



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 3 March 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, March 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts 3

t, ein
nzut
Inse
wirt
ksal
ros
sweg
n, sie
geleg
anlac
nicht
sie
eisla
Vort: U
ne ge
inne
e über
ngen.
n sind
e nicht
die H
iden d
Schwe
sich

öln, 15. März 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Foto: Clique/Bauer



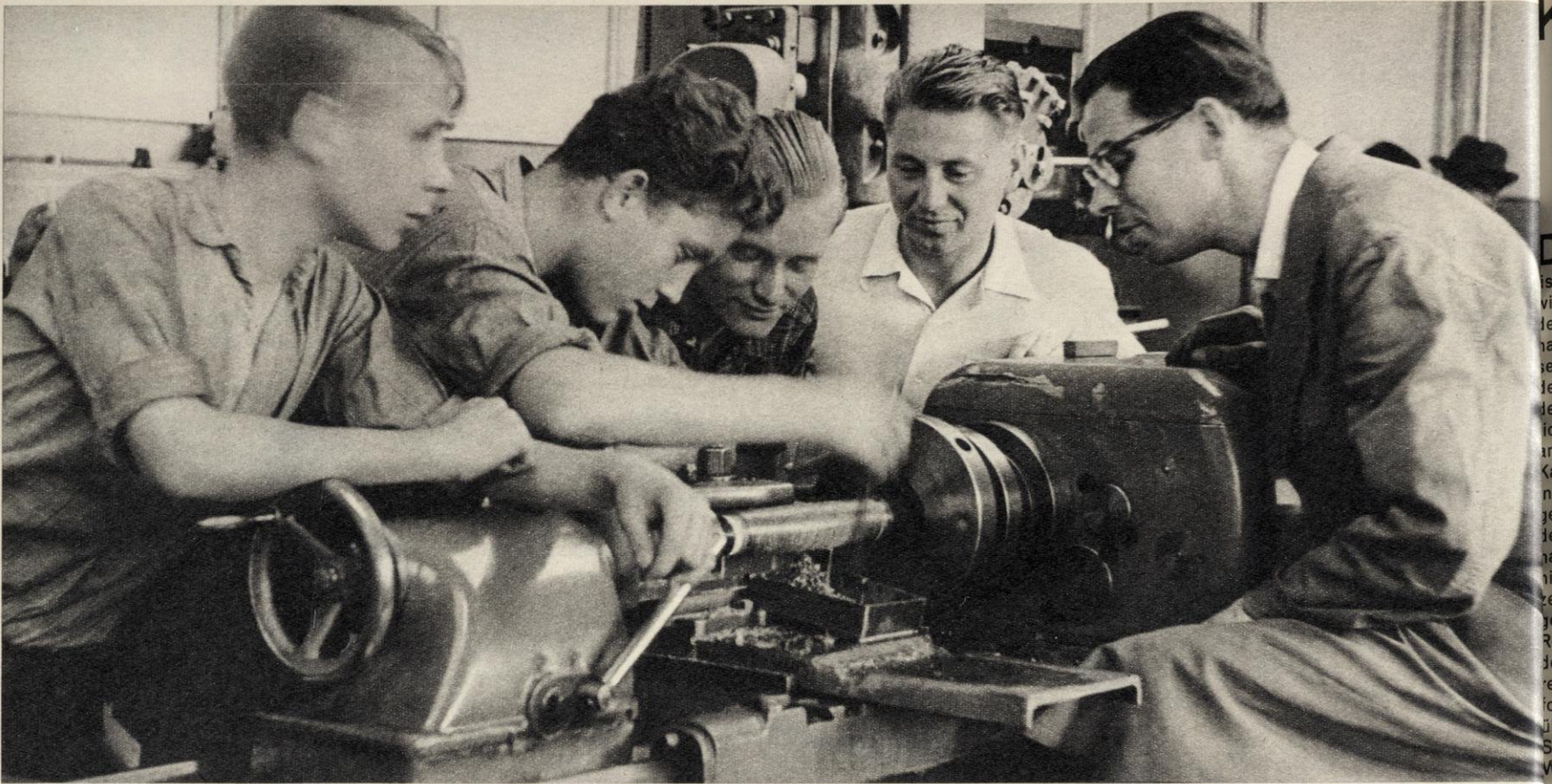


Foto: Udo Hoffmann

Blinde Kuh für Schulentlassene?

Mehr denn je ist heute festzustellen, daß die Berufswahl eine wichtige Entscheidung für den Lebensweg jedes einzelnen ist. Werden doch dabei die Weichen für den Start in das Berufsleben gestellt mit all den Möglichkeiten von der Sackgasse, der Einbahnstraße bis hin zu den verschiedenen nebeneinanderliegenden, durchlässigen und aufsteigenden Bildungswegen.

Die Berufswahl 1967 ist ein komplizierter Vorgang. Eine Wahlentscheidung für Eltern und Jugendliche, die ohne gründliche Vorbereitung oft unzureichend ist. Verantwortliche Fachleute haben dies immer wieder deutlich gemacht. Im Dezember hat sich eine Arbeitsgemeinschaft der DGB-Bundestagung für berufliche Bildung 1965 mit dem Problem „Jugend und Berufswahl“ beschäftigt. Berufswahl setzt danach folgende Bedingungen voraus:

- a) Derjenige, der vor die Wahl gestellt ist, müßte hinreichend orientiert sein über die allgemeinen Bedingungen in der heutigen komplizierten Arbeitswelt und über die unterschiedlichen Anforderungen, die in den verschiedenen Tätigkeitsbereichen an den arbeitenden Menschen gestellt werden.
- b) Derjenige, der zwischen verschiedenen beruflichen Arbeitsmöglichkeiten zu wählen hat, müßte sich selbst ausreichend kennen, ob seine Neigungen und Interessen nicht nur vorübergehend, sondern dauerhaft und echt sind und ob er in seiner Eignung, d. h. Begabung und Leistungsfähigkeit, zur Bewältigung der auf ihn zukommenden Anforderungen geeignet ist.
- c) Selbst wenn diese beiden Voraussetzungen erfüllt wären, käme es noch darauf an, neben der Anforderungsstruktur des Berufs und der Eignungsstruktur des Suchenden die Berufschancen der in Frage kommenden Berufe in etwa abschätzen zu können.

Diese Bedingungen an eine Berufswahl im wahren Sinne des Wortes bedeuten aber für mindestens die Hälfte der Schulabgänger und deren Eltern in der Bundesrepublik Deutschland im Grunde eine Überforderung.

Hilfe durch die Berufsberatung!

Es ergeben sich daraus weitgehende Forderungen an die Schule und an die Berufsberatung, um die Berufswahlvorbereitung auszubauen und zu verstärken. Ein begrüßenswerter Schritt auf diesem Wege ist die Arbeit der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung auf dem Gebiete der Berufsaufklärung. In einer Pressekonferenz im Februar 1966 stellt Präsident Sabel die nun beginnende publizistische Aktion der Bundesanstalt vor.

VON DER SCHULE ZUM BERUF – dies ist das Motto dieser Aktion, die bereits 1965 in einem ersten Versuch erfolgreich angelaufen ist. Es sollen 650 000 Schülerinnen und Schüler des vorletzten und für die Berufswahlvorbereitung entscheidenden Schuljahres in den Volksschulen angesprochen werden. Dies geschieht durch eine jugendgemäß interessant aufgemachte und textlich gut erarbeitete Broschüre mit dem Titel „Denk darüber nach“. Diese Schrift versucht, den erforderlichen Anreiz zur Beschäftigung mit den Fragen der Berufswelt bei den Jugendlichen selbst zu schaffen. Mädchen und Jungen erhalten einen allgemeinen Einblick in die Berufswelt. Sie werden auf die Wege zum Beruf und auf die Aufstiegs- und Fortbildungsmöglichkeiten, aber auch auf die Anforderungen der Berufsarbeit aufmerksam gemacht.

INFORMATIONEN FÜR DEN LEHRER sind ein weiterer Bestandteil der Aktion. Das Gelingen der Aktion hängt weitgehend davon ab, daß dieser Unterrichtsstoff auch seinen Platz im Schulalltag

findet. Dazu gehört aber die gründliche Sachinformation für den Lehrer. Er braucht Unterrichtshilfen und Unterrichtsmaterial für das Gespräch und die Diskussion in der Schulklasse. Eine Broschüre für den Lehrer, ergänzt durch farbige Schaubogen und weitere Unterrichtshilfen bieten Ansatzmöglichkeiten für das vielschichtige Feld der Berufswahlvorbereitung.

„MEHR WISSEN über die Berufswelt der Zukunft, über die Vorbereitung der Berufswahl, über die Hilfen in einer entscheidenden Zeit“ ist der Titel einer Elternschrift. Vor allem den Eltern soll gezeigt werden, daß die Berufswahl ein reichhaltiges Wissen von und über die verschiedenen Berufsmöglichkeiten verlangt. So enthält die Schrift einen Überblick über die Welt der Berufe, über die beruflichen Anforderungen und die Darstellung von Wegen durch das „Labyrinth der Berufe“. In einer verständlichen Form wird versucht, einen Berufsfahrplan zu erstellen, der auf die Neigungen und Interessen der Kinder abgestellt ist. Erstmals werden in diesem Jahr auch für Realschüler besondere Aufklärungsschriften angeboten. Zwei Taschenbücher zur Berufswahl mit dem Titel „Zwischen Wissenschaft und Praxis“ sollen Mädchen und Jungen berufskundliche Informationen vermitteln. Ein wichtiges Ergebnis der Aktion wird sicherlich die Beherzigung des Rates für Eltern und Jugendliche sein: Geht zur Berufsberatung – dort sind die fachkundigen Helfer bei der Berufswahl. Die Bundesanstalt ist auf einem guten Wege, wenn sie ihre Arbeit im Bereich der Aufklärung über die Berufe ausbaut. Gerade die Gewerkschaften fordern seit Jahren eine frühzeitige und objektive Berufsaufklärung. Hand in Hand muß aber damit eine individuelle berufliche Beratung der Jugendlichen, aber auch der erwachsenen Arbeitnehmer gehen. Eine Beratungstätigkeit während des gesamten Arbeitslebens über die Möglichkei-

ten der Umschulung, der Weiterbildung und des beruflichen Aufstiegs. Die Bundesanstalt ist sich über die Konsequenzen der begonnenen Aufklärungsarbeit sicherlich im klaren. Sie bedarf Fortführung der publizistischen Aktion, verstärkten Kontakt zu den Lehrern, Klassenbesuche und Beratungsgespräche und damit Ausbau der Berufsbildung in personeller und finanzieller Hinsicht.

Ruhrfestspiele bringen Dürrenmatt, Grass und Weiß

Für das Theaterprogramm der 20. Ruhrfestspiele in Recklinghausen wurden auswärtige Bühnen zu Gastspielen verpflichtet. Das Schillertheater Berlin wird mit dem „Deutschen Trauerspiel von Günter Grass „Die Plebejer proben den Aufstand“ in Recklinghausen spielen. Weiter wurde das Württembergische Staatstheater Stuttgart mit dem „Auschwitz-Oratorium „Die Ermittlung von Peter Weiß verpflichtet und Hamburger Thalia-Theater mit „Metemorphosen von Friedrich Dürrenmatt. Die 20. Ruhrfestspiele werden am 8. Juni 1966 mit der Premiere der Eigeninszenierung „Hexenjagd“ von Arthur Miller eröffnet. Am 23. Juni ist die Premiere der zweiten eigenen Aufführung der Ruhrfestspiele „Der zerbrochene Krug“ von Heinrich von Kleist. Der Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes wird am 13. Juni in einer Feierstunde an den Burmeister vergeben. Am 14./15. Juni veranstaltet der Deutsche Gewerkschaftsbund in der Ruhrfestspielstadt ein „Europäisches Gespräch“.

Kein Dirigent in Sicht

7. Ordentlicher Bundeskongreß
des Deutschen Gewerkschaftsbundes



Berlin 9. bis 14. Mai 1966

Die Wirtschaftspolitik, hartes Brot der Fachleute, kommt uns heute musikalisch. Eine „konzertierte Aktion“ aller wichtigen Wirtschaftsgruppen unter einheitlicher Führung der Bundesregierung hatten die sachverständigen „fünf Weisen“ empfohlen. In diesem Konzert, zu dem auch die Gewerkschaften eingeladen waren, sollte die schleichende Inflation abgebaut werden. Aber nun fehlt es an dem Dirigenten.

Kanzler und Wirtschaftsminister haben in der Wirtschaftsdebatte des Bundestages klar zu erkennen gegeben, daß sie von dem Sachverständigen Gutachten nichts halten und bei der empfohlenen Musik nicht mitspielen wollen. „Soll das Konzert auf die ‚Sexte‘ oder die ‚Quart‘ abgestimmt werden – oder soll hier ein Roulette veranstaltet werden?“ fragte der SPD-Professor Schiller die Bundesregierung. „Faites votre jeu, Messieurs!“, forderte Schiller, was auf deutsch frei übersetzt soviel heißt wie „Nun sagen Sie uns endlich mal, was Sie wollen!“ Weiß die Regierung, was sie in der Wirtschaftspolitik will? Es sieht nicht so aus. Die „Sachverständigen“ hatten vorgeschlagen, die Preissteigerungsrate in zwei Jahresetappen auf zwei und schließlich auf ein Prozent herunterzubringen. Die Zunahmen der öffentlichen Ausgaben 1966 sollten auf die Formel „realer

Zuwachs des Bruttosozialprodukts plus tolerierbare Preissteigerungsrate“ gebracht werden; die Tarifvereinbarungen sollten sich in etwa an die Norm „Produktivitätssteigerung plus Preissteigerungsrate“ halten: also 4,5 plus 2 Prozent.

Ganz simpel ausgedrückt heißt das: Wenn die Arbeitnehmer nicht mehr mehr als 6,5 Prozent bei Löhnen und Gehältern fordern, ist das in Ordnung. Auf der „Sexten“ aber will die Regierung nicht spielen. Sie hat das in der Debatte deutlich gemacht. Als jetzt die Tarifpartner in der Metallindustrie sich auf sechs Prozent höhere Löhne und Gehälter einigten, und sich damit in schönster Übereinstimmung mit den Sachverständigen befanden, grimmte Wirtschaftsminister Schmücker: „Das ist nicht vertretbar!“ Offenkundig hält es also das amtliche Orchester in Bonn mit der „Quart“.

Nun schön, das möchte angehen, wenn es künftig keine Preissteigerungen mehr gäbe. Wenn es ab hier und heute Schluß wäre mit dem Kaufkraftschwund. Dann wären die Arbeitnehmer schon beruhigter, wenn sie an der auf 4,5 Prozent vorausgeschätzten Produktivitätssteigerung teilhaben dürften. Sie alleine dem Unternehmer zu schenken – das wäre zuviel verlangt. Alles Maßhalten hat seine harte

Grenze, so gut sich auch die Gewerkschaften darin geübt haben.

Nun tut die Regierung so, als würde sich die Inflation in Luft auflösen, sofern ihre Vernichtung nur emsig und lautstark beschworen wird. Sie tut uns allen aber nicht den Gefallen, die Inflation. Und die Regierung weiß das am allerbesten. Im Haushalt für 1966 hat sie nicht bloß eine Preissteigerungsrate von zwei, sondern eine von drei Prozent einkalkuliert. Über diese traurige Tatsache hilft keine Rederei hinweg. (Auf der „Quart“ können die Gewerkschaften leider nicht mitspielen. Selbst dann nicht, wenn sie wie das Kaninchen auf die Schlange bloß auf den Produktivitätszuwachs schielen.)

Wie die ewig hergebetete „Stabilisierung unserer Kaufkraft“ aussehen soll – niemand weiß es. Die Bundesregierung hat keinen Zeitplan auf den Tisch gelegt, sie hat nicht die Methoden genannt, die zum Ziel führen sollen. Die in nackten Zahlen artikulierten Orientierungshilfe der „Sachverständigen“ ist ihr ein Greuel. „Planwirtschaft“ will sie nicht haben. Die Bundesregierung würde konsequent handeln, wenn sie künftighin auf Sachverständigen-Gutachten verzichtete. Denn zu was sollen die gut sein, wenn die Verantwortlichen einen Dreck darauf geben?

Klaus Jelonck

Benimm-Fibel

Was die Pappritz für die Upperten, das ist seit neuestem ein anonymer Autor aus dem Referat „Erziehung und Bildung der Unterabteilung innere Führung“ für den in seiner Dienststellung gehobenen Staatsbürger in Uniform. Unter dem knappen Titel „Stil und Form“ hat das Verteidigungsministerium die erste Benimm-Fibel der Bundeswehr veröffentlicht. Sie enthält goldene Regeln für Offiziere. Zum Beispiel diese:

„Unser Anspruch, der Offiziersberuf sei ein geistiger Beruf, verlangt auch, daß jeder Offizier den Reichtum der Sprache nutzt.“ Wahr gesprochen! Beweisen doch von Infratest ermittelte Vorgesetzten ausdrücke wie „Schwein“, „Rindvieh“, „Blödmann“, „saurer Mond“ und andere, daß die Möglichkeiten unserer Sprache auf dem Kasernenhof bisher allzu einseitig genutzt wurden. Wie reagiert der Soldat auf einen Anpfiff? „Übertriebene Empfindlichkeit ist meist ein Zeichen innerer Unsicherheit. Ein Soldat muß Tadel hinnehmen können. Das verlangt die Disziplin. Es macht einen schlechten Eindruck, Kritik gleich mit Einwänden oder Entschuldigungen zu begegnen. Selbst wenn Vorhaltungen einmal unberechtigt erscheinen, wird ein disziplinierter Soldat sie widerspruchslos hinnehmen, vor allem in Gegenwart Untergebener.“ Maul halten! Das ist fürwahr eine goldene Regel für den Soldaten, nicht erst seit heute. Ein zu Unrecht Gemäßigter wird sich auch später im Kasino nicht dazu hinreißen lassen, zu bemerken: „Der Chef hat aber 'ne duftende Laune heute!“ Denn „das wäre bereits ein stetes Aushöhlen der natürlichen Autorität, die einem Amt, einer Dienststellung oder einer Institution innewohnt“. Die naheliegende Frage, ob nicht vielleicht ein weniger steifes Verhalten einer gesunden Atmosphäre zuträglich wäre, mag bei anderen Berufsgruppen angebracht sein. Für den Soldaten stellt sie sich nicht, denn „dem militärischen Dienst sind bestimmte

Situationen und Aufgaben eigentümlich“.

Wer die Uniform bisher für die Dienstkleidung des Soldaten gehalten hat, erfährt, in welch grundlegendem Irrtum er befangen war. „Die Uniform ist das verpflichtende Symbol des Dienens.“ Dem Referat „Erziehung und Bildung“ ist sehr daran gelegen, die Uniform mehr als bisher unter die zivile Bevölkerung zu bringen. „Die Zunahme der Kraftwagen hat zur Folge, daß die Uniform im Straßenbild seltener zu sehen ist als früher. Um so mehr sind andere Gelegenheiten zu nutzen, die Uniform in der Öffentlichkeit zu tragen, z. B. bei Theater- und Konzertbesuchen.“ Gelegentlich läßt es sich auch nicht vermeiden, daß der Soldat bei einer Karnevalsveranstaltung mit dem Symbol des Dienens angetan erscheint. „Dann darf er allenfalls in geschlossenen Räumen eine karnevalistische Kopfbedeckung tragen, niemals aber in der Öffentlichkeit.“ Über den Gebrauch von Pappnasen in geschlossenen Räumen besagt die Fibel nichts.

„Die Art des Haarschnitts ist Sache jedes einzelnen. Auch eine Cäsarenfrisur kann manchem Kopf stehen. Immer aber ist zu verlangen, daß das Haar gepflegt und im Nacken kurz geschnitten ist.“ Ein Regenschirm, der „bekanntlich nicht zur Uniform gehört“, ist nur dann zulässig, wenn „ein Soldat einer Dame den aufgespannten Schirm trägt“. Benimmbücher sind immer ein bißchen Glückssache. Auch das eingangs erwähnte Werk der Frau von Pappritz fand bei seinem Erscheinen nicht ungeteilten Beifall, sondern erregte bei vielen Heiterkeit. Die erste Benimmfibelf der Bundeswehr bewirkt leider das Gegenteil. Sie stimmt traurig. Weil sie die moderne Zeit und unsere modernen Lebensverhältnisse leider überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt.

Gerd Angermann

deutsches panorama

Es gab einmal eine Sendung im Deutschen Fernsehen, die wurde von sehr vielen Menschen gern gesehen und gehört, weil Menschen zu Wort kamen, die kein Blatt vor den Mund nahmen, wenn sie in unserer Bundesrepublik Dinge bemerkten, die mit demokratischem Verhalten nichts oder jedenfalls nur sehr wenig zu tun hatten. „Panorama“ hieß die Sendung. „deutsches panorama“ heißt nun eine neue Zeitschrift, die von Persönlichkeiten gemacht wird, die einmal in der erwähnten Fernsehsendung an führender Stelle standen. Weil sie in den Fernsehsendungen nicht mehr sagen konnten, was sie dachten, gründeten sie diese Zeitschrift.

Die erste Ausgabe liegt nun in einer Auflage von 200000 vor. Viel mehr lag vor, denn nach den Angaben der Herausgeber ist sie ausverkauft. Es mußte nachgedruckt werden. Ein guter Start also, der beweisen könnte, daß für eine unterschiedene, kämpferische Journalistik in der bundesrepublikanischen Bevölkerung ein großes Bedürfnis vorhanden ist. Journalisten wie Gert von Paczensky, Eugen Kogon, Lutz Lehmann, Hans Fleig, Bernt Engelmann, Frank Arnau, Dieter Hildebrandt und Gösta von Uexküll, um nur einige der Mitarbeiter zu nennen, werden gewiß dafür sorgen, daß dem Erfolg der ersten Ausgabe weitere folgen. „aufwärts“ wünscht es der Zeitschrift jedenfalls.

H. D.

Auf Beschluß des Bundesvorstandes vom 4. Januar 1966 wird hiermit gemäß § 13 Abs. 5g der Satzung der 7. Ordentliche Bundeskongreß einberufen.

Der Kongreß findet statt in der Zeit vom 9. bis 14. Mai 1966 in Berlin, Ausstellungshallen am Funkturm.

Als Tagesordnung wird vorgeschlagen:

1. Eröffnung und Begrüßung
 2. Konstituierung des Bundeskongresses
 3. Geschäftsbericht des Bundesvorstandes
 4. Wahl des Bundesvorstandes
 5. Gewerkschaften im sozialen Rechtsstaat (Kollege Rosenberg)
 6. Beratung und Beschlußfassung über Anträge und Entschlüsseungen
- Schlußtermin für die Meldung der Delegierten und die Einreichung der Anträge ist der 26. Februar 1966. Die Antragsberechtigung ergibt sich aus § 11 Abs. 7a und b der Satzung.

Deutscher Gewerkschaftsbund
Bundesvorstand
Ludwig Rosenberg

Keine Beteiligung an Ostermärschen

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat den nachstehend aufgeführten Beschluß gefaßt:

„Die Forderung der Gewerkschaften auf eine allgemeine, kontrollierte und weltweite Abrüstung und die Ächtung der Atomwaffen wird wie bisher vom Deutschen Gewerkschaftsbund als eine eigene Aufgabe gesehen und vertreten. Der Deutsche Gewerkschaftsbund und die in ihm vereinten Gewerkschaften beteiligen sich deshalb nicht an dem vom Zentralausschuß der Atomwaffengeegner veranstalteten Ostermarsch 1966.“

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundes-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



Nach dem ersten Streik

Selbst bei einer Karnevalsveranstaltung ihrer Gruppe sammeln die jungen Kolleginnen für einen guten Zweck

Schon oft mußten Arbeitnehmer feststellen, daß es nicht genügt, nur ihre Arbeit im Betrieb zu verrichten, sich ansonsten aber vom Strom der Zeit treiben zu lassen, das Angenehme als selbstverständlich hinzunehmen und das Unangenehme als unabänderlich. Vielfach kam die Einsicht zu spät, daß in einer demokratischen Gesellschaft für jeden nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Pflicht besteht, an der Gestaltung der Verhältnisse mitzuwirken.

Als die Beschäftigten eines großen Bekleidungswerkes in Selm im vergangenen Jahr mehrere Monate streikten, mag wohl manchem der Betroffenen diese Einsicht gekommen sein, jedoch nur in wenigen Fällen führte sie zu den notwendigen Konsequenzen.

Wie üblich wurde während des Streiks zu Versammlungen und Besprechungen eingeladen. Besonders einige sehr junge Kolleginnen bewiesen hier, daß sie echte Gewerkschafter waren. Sie scheuten keine Mühe, waren stets bereit zu helfen und stellten sich ganz in den Dienst der Sache.

In einem der Lehrgänge, die die Gewerkschaft Textil-Bekleidung für einen Teil der Streikenden in Schulungsheimen durchführte, waren sie es wiederum, die den Lehrgangsleitern sagten: Wir müssen auch nach Beendigung des Arbeitskampfes gewerkschaftlich aktiv bleiben, uns weiterbilden und unsere im Streik zusammengewachsene Gemeinschaft weiter festigen. Sehr schnell wurde nach der Diskussion des Problems ein Plan gefaßt. Da es zum großen Teil sehr junge Kolleginnen waren, sollte zunächst eine Jugendgruppe gebildet werden.

Die Voraussetzungen dafür waren in Selm günstig. Als ehemalige Bergarbeitersiedlung ist Selm mit seinen 15000 Einwohnern auch heute noch der Wohnort vieler Arbeitnehmer, die teils als Pendler zu den Zechen der Umgebung oder in die Stahlwerke bis nach Dortmund fahren, teils in der Kleinindustrie oder in den Bekleidungsbetrieben in Selm beschäftigt sind. Viele von ihnen,



besonders die Kollegen vom Bergbau und aus der Metallindustrie unterstützen. Re als Gewerkschafter die Arbeit des deutschen langem bestehenden DGB-Ortskartells. Von regem gewerkschaftlichen Leben zeugt das 1960 gebaute Gewerkschafts-Kollegenheim, das den Jugendgruppen der IG Bergbau, der IG Metall und der Gewerkschaft Bau-Steine-Erden als Heimplatz diente und das Vorhaben der jungen Kolleginnen der Gewerkschaft Textil-Bekleidung erleichterte. Mit Hilfe des DGB-Kreises Lünen wurde hier ein Raum, un bereitgestellt, und es kam unmittelbar nach Beendigung des Streiks zur Gründung einer Jugendgruppe. Seit über 6 Monaten treffen sich nun alle Kolleginnen Woche für Woche und gestalten ihre Gruppenabende mit einem abwechslungsreichen Programm. Blütsch beiden Kolleginnen, die als erste den Initiative zur Gründung der Gruppe ergrieffen hatten, wurden auch zu selbstgewählten Leiterinnen gewählt. Beide sind im 17 Jahre alt, jedoch schon seit ihrem Eintritt in das Berufsleben Gewerkschaftsmitglieder. Von Beruf sind beide Näherinnen. Ihre Aufgabe als Jugendgruppenleiterinnen nehmen sie sehr ernst. Sie sorgen sie dafür, daß die Gruppenabende nicht nur jugendgemäße Freizeitgestaltung bieten, aber auch die Möglichkeit offerieren, über Themen, die das Arbeitsleben berühren, etwas zu erfahren. Regelmäßig Tanz- und Spielabende kehren in einem gewissen Turnus wieder. Ab und zu werden auch einen Film oder eine Lichtbildserie über das Programm ebenfalls vor. Mit der Geschäftsführer der Verwaltungssin, die der Gewerkschaft Textil-Bekleidung in Coesfeld diskutiert man hin und wieder über aktuelle Fragen der gewerkschaftlichen Tagespolitik, vor allem über Probleme der Entlohnung und des Arbeiterschutzes. An solchen Gruppenabenden werden, weil ebenfalls die entsprechenden Gesetze und Bestimmungen erläutert werden, immer wieder Mißstände und Widerhandlungen aus den Betrieben bekannt, die ohne die Diskussion in der Jugendgruppe nie angesprochen, schweige denn geregelt worden wären.

Schwierig

Eine minderjährige Angestellte (18 Jahre) trat am 1. Juni 1965 in den Dienst eines Arbeitgebers. Der erste Monat galt als Probezeit. Am 8. Juni 1965 erkrankte sie und war in der Folgezeit arbeitsunfähig. Unter dem 11. Juni 1965 kündigte der Arbeitgeber das Vertragsverhältnis mit sofortiger Wirkung. Am 16. Juni 1965 überreichte die Arbeitnehmerin dem Arbeitgeber eine ärztliche Bescheinigung, wonach eine Schwangerschaft im 2. bis 3. Monat vorlag.

Der gegen die Kündigung gerichteten Klage gab das Landesarbeitsgericht Düsseldorf am 4. Oktober 1965 – 1a Sa 599/65 – rechtskräftig statt. Das Schreiben des Arbeitgebers vom 11. Juni 1965 enthalte zwar eine Kündigung. Diese sei jedoch gemäß § 9 des Mutterschutzgesetzes unzulässig. Zwar wäre dem Arbeitgeber die Schwangerschaft am 11. Juni 1965 noch nicht bekannt gewesen. Da die Arbeitnehmerin jedoch innerhalb einer Woche nach Ausspruch der Kündigung den Arbeitgeber über die Schwangerschaft unterrichtet habe, könne die Kündigung nicht wirksam sein. Auch eine wirksame Anfechtung des Arbeitsvertrages habe nicht stattgefunden. Allerdings wäre die Arbeitnehmerin zum Zeitpunkt der Einstellungsverhandlungen bereits schwanger gewesen. Diese Tatsache stelle aber keine Eigenschaft der Person im Sinne des § 119 Abs. 2 BGB dar, die im Verkehr als wesentlich anzusehen sei. Die Schwangerschaft könne grundsätzlich nur dann in diesem Sinne qualifiziert werden, wenn sie geeignet wäre, die Erfüllbarkeit des Vertrages unmöglich zu machen oder schwerwiegend zu gefährden. Das sei hinsichtlich des Vertragsverhältnisses der Arbeitnehmerin nicht der Fall. Sie habe den Arbeitgeber bei den Einstellungsverhandlungen auch nicht arglistig getäuscht. Sie wäre nicht danach gefragt worden, ob sie schwanger sei. Zwar hätte sie eine solche Frage wahrheitsgemäß beantworten müssen, wenn sie Kenntnis von solchen Umständen gehabt habe, die den sicheren Schluß auf eine Schwangerschaft zugelassen hätten. Ein solcher Sachverhalt sei jedoch hier nicht gegeben. Zudem wäre die Arbeitnehmerin auch nicht verpflichtet gewesen, sich ungefragt zu offenbaren. Keinesfalls könne davon ausgegangen werden, daß die Arbeitnehmerin es durch ihr Auftreten, wie z. B. Betonung der Minderjährigkeit, durch die Tatsache, daß eine Begleiterin hinzugezogen wurde und durch die Ausnutzung der Umstände bewußt darauf angelegt habe, dem Arbeitgeber vorzuspiegeln, sie sei nicht schwanger. Hinreichende Anhaltspunkte für die arglistige Täuschung seien daher nicht ersichtlich. Möglicherweise habe der Arbeitgeber bei der Einstellung angenommen, daß die Arbeitnehmerin nicht schwanger sei. In dieser Vorstellung liege aber nur ein Irrtum im Motiv, dem keine rechtliche Bedeutung zukomme.

Das Arbeitsverhältnis habe auch nicht durch Fristablauf geendet. Zwar sei für den Kündigungsschutz des Mutterschutzgesetzes kein Raum, wenn ein Arbeitsverhältnis kraft Vereinbarung nach Ablauf eines bestimmten Zeitraumes enden solle. Eine solche feste Befristung sei jedoch hier nicht vereinbart worden. Im vorliegenden Fall handele es sich um ein Dienstverhältnis auf unbestimmte Zeit. Diese Schlußfolgerung gelte selbst dann, wenn von der Richtigkeit der Sachdarstellung des Arbeitgebers auszugehen würde.

Würde nämlich ein Arbeitnehmer zur Probe eingestellt, so sei die Probezeit in der Regel als Beginn eines Dienstverhältnisses auf unbestimmte Zeit anzusehen, es sei denn, es wäre etwas anderes vereinbart. Das wäre hier nicht geschehen. Die Vereinbarung einer Probezeit von einem Monat besage nichts über eine gewollte Befristung.

Günther Hoppe



in junger Kollege aus dem Kongo erzählt von seinem Land

Fotos: Udo Hoffmann

o erfreuen sich mittlerweile diese abende bei allen Jugendgruppenmitgliedern einer besonderen Beliebtheit. Der erste Referent sprach über die Teilung Deutschlands und das Schicksal unserer Hauptstadt Berlin.

Insbesondere freundlich empfangen wurde der Kollege aus Afrika, der z. Z. als Gast der Friedrich-Ebert-Stiftung in der Bundesrepublik weilt. Der Kollege Yoana Heloribe gehört der Textil- und Bekleidungs-gewerkschaft im Kongo an. Aufmerksam folgte man seinem Bericht über die sozialen Verhältnisse in seiner Heimat, und schnell war ein freundschaftsmittler Kontakt vorhanden.

Auf Grund der Karnevalsveranstaltung der Jugendgruppe fand besonderen Anklang, jetzt erwartet man mit Spannung und viel Veranstaltungen ernsterer Natur. Mit einer Diskussion über kommunalpolitische Angelegenheiten wurde für die ersten der nächsten Gruppenabende der Gruppe Bürgermeister von Selm eingeladen, der selbst Gewerkschafter ist. Für Ostern ist eine Informationsfahrt an die Zonenfront vorgesehen.

Gewisse Auswirkungen der Gruppenarbeit sieht man u. a. darin, daß inzwischen auch Kolleginnen aus anderen Betrieben in die Jugendgruppenabende bestellbar sind.

Anliegen der IG Bergbau und Energie, Arbeit aktiv im Vorstand des DGB-Orts zu betreiben. Tatsächlich sind, unterstützen unsere in einigen Kolleginnen bei ihrer Arbeit. Vor allem helfen sie bei der Vermittlung von Interessen, beraten aber auch in allen anderen Fällen auf Grund ihrer Erfahrung, die sie selbst vor Jahren in der Jugendarbeit sammeln konnten.

Und wie sind überzeugt, diese Jugendgruppe werde nicht nur die gewerkschaftliche Jugendarbeit in diesem Ort unterstützen, sondern auch mithelfen, die Gewerkschaften in diesem Bereich zu stärken.

„Nun erlaßt's, wir machen weiter“, das ist man von allen Mädchen dieser Gruppe.

ion in: Heinz Goebels

chen, en wä



Ein ganz alter Trick

Erzählung von Philipp Wiebe

Links der Berg Cregno, rechts der Berg Quarna, dazwischen ein Tal mit einem Fluß ohne Namen – dort fallen einem alle Lieder ein, die man schon in der Volksschule gelernt hat: „Im schönsten Wiesengrunde“ oder „Es rauschen die Quellen, es murmelt der Fluß“ oder „Ich gehe durch einen grasgrünen Wald“. Ein Tal in den Ausläufern der südlichen Alpen, wenige Kilometer weiter beginnt die Po-Ebene; ein Tal auf der Grenze zwischen nördlichem und südlichem Klima; ein Tal, das mal Nino gehört hat und das er versoffen hat.

Nino ist mein Freund, ein stets trunkener, stets heiterer Freund. Man erzählte mir, er sei mal der hübscheste Bursche Piemonts gewesen – vor zwanzig Jahren. Heute sieht er aus wie ein Vagabund; in unseren Breiten, wo man die Menschen nach ihrer Kleidung und ihrer Rasur beurteilt, würde die Polizei ein wachsames Auge auf ihn halten.

Ninos Geburtshaus liegt am Ende des stillen Tals – „grüß dich tausendmal“ –, jene, die es gekauft haben, richteten dort ein Wirtshaus ein. Aber ich will nicht von Nino und diesem Wirtshaus erzählen, wenngleich es eine Menge darüber zu erzählen gäbe, mein Bericht soll von meiner ersten Begegnung mit Graziella handeln. Auf dem Weg zum Wirtshaus sah ich ihren roten Rock im Wald des Monte Cregno aufleuchten. Wäre der Rock braun gewesen oder grün, hätte ich Graziella nicht entdeckt und ihr Leben hätte sich wahrscheinlich nicht geändert. Nein, ich habe mich nicht in sie verliebt, habe sie nicht geheiratet und nach Deutschland importiert. Mit einer solchen Romanze kann ich leider nicht dienen.

Es war pure Neugier, die mich dazu trieb, den Wiesenpfad zu verlassen und in den schattigen Wald des Monte Cregno einzudringen. Langsam stieg ich den Berg hinan, dürre Zweige zerbrachen knackend unter meinem Gewicht und kündigten mich der Pilzsammlerin an. In jedem Herbst durchstreifen die Italiener ihre Wälder und suchen mit schier hysterischem Eifer Pilze, und abends unterhalten sie sich stundenlang darüber, wo es Pilze gibt und wo es keine gibt.

Ich näherte mich etwas atemlos dieser Pilzsammlerin; sie hatte sich aufgerichtet und blickte mir erwartungsvoll entgegen.

„Buon giorno“, sagte ich, nachdem ich sie erreicht hatte.

„Buon giorno“, sagte auch sie, indem sie die vorletzte Silbe dehnte und sich damit als Süditalienerin auswies.

Das Leben der Süditaliener im Norden Italiens ist nicht leicht. Auch hier werden sie als Gastarbeiter betrachtet, auch hier werden sie diffamiert und verachtet. Ein bornierter Piemontese sagte mir mal, es wäre gut, wenn man südlich von Rom eine Mauer, ähnlich der in Berlin, quer durch Italien bauen würde, um den Zustrom der Sizilianer, Apulier und Calabrier zu verhindern. Das Verhältnis der Preußen und Bayern zueinander kann, damit verglichen, geradezu innig genannt werden.

Diese Süditalienerin war nicht gerade schön, aber doch sehr reizvoll, sehr zart und sehr jung. Mit ihren großen dunklen Augen blickte sie mich fragend an, und ich wußte zuerst nicht, was ich nun, da ich vor ihr stand, sagen sollte. Deshalb sagte ich: „Sie sammeln Pilze?“ obwohl ich ja sah, daß ihr Rotkäppchenkorb voller Pilze war.

Sie nickte und hielt mir den Korb unter die Nase, damit ich mich nur genauer überzeugen konnte. Ja, es waren zweifellos Pilze, aber etliche, wie ich jetzt sah, gehörten zu der giftigen Sorte. Ich nahm

einen dieser Giftpilze und fragte: „Wollen Sie den auch essen?“

„Si“, sagte die junge Signora; daß sie das war, sah ich an dem schmalen silbernen Ehering an ihrer linken Hand.

„Aber er ist giftig“, sagte ich.

„Nein, man kann ihn essen“, sagte sie und lächelte. Schöne Zähne, schönes Haar übrigens auch, kohlrabenschwarz, wie es in unseren Märchen heißt.

„Natürlich“, sagte ich lachend, „natürlich

kann man ihn essen, aber danach wird man krank, stirbt manchmal sogar.“

„Wir essen diese Pilze in jedem Jahr, und noch nie ist jemand danach krank geworden oder gestorben.“

Ich machte ein bedenkliches Gesicht. Da rief sie eifrig: „Glauben Sie mir, Signor Filippo?“

Ich nickte ihr beschwichtigend zu und fragte: „Woher kennen Sie meinen Namen?“



„Den kennt doch jeder hier“, sagte sie. „Ihre Frau und Sie sind die einzigen Deutschen in dieser Gegend. Wie soll ich Sie da nicht kennen? Ich hab’ Sie mit Ihrer Frau in Bagnella gesehen. Da wohne ich.“

„Leider haben wir Sie noch nie gesehen“, sagte ich.

Ihr lächelndes Gesicht wurde unvermittelt traurig. Leise sagte sie: „Das ist aber kaum möglich. Ich sitze fast immer in meinem Haus. Ich habe Sie vom Fenster aus gesehen.“

Ach, ich konnte mir ihr Leben gut vorstellen. Diese kleinen, scheuen Süditalienerinnen, nur zum Einkaufen in die Stadt, warten sie über die Straße, die übrige Zeit im Süden im Freien abspielt, immer engverbunden mit dem Leben der Natur. Einmal mußte sich hier im kühleren Piemont ändern. Denn auch die piemontesischen Frauen, sonst im Grunde warmherzig, sind vom Dünkel ihrer Männer beeinflusst worden und verkehren nicht mehr mit der Nachbarin aus Palermo, Taranto oder Napoli.

„Wollen Sie noch mehr Pilze suchen, Signora?“ fragte ich.

„Nein. Es sind genug. Ich muß jetzt nach Hause“, antwortete sie.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, begleiten Sie mich.“ Ich wollte auch nach Bagnella log ich; log in der Hoffnung, noch mehr von ihr zu erfahren.

„Wie schön“, sagte sie. „Gehen wir zusammen.“

„Geben Sie mir Ihren Korb“, sagte ich. Sie starrte mich an, als sei ich verrückt geworden. „Meinen Korb?“ fragte ich.

„Nun ja, Ihren Korb. Ich will ihn nur zeigen, nicht stehlen!“

„Aber ein Mann trägt doch nie einen Korb, und bestimmt nicht ein Herr!“

„Ich bin kein Herr“, sagte ich mit ziemender Bescheidenheit. „Und außerdem trage ich meiner Frau immer einen Korb, wenn wir zusammen auf den Markt gehen.“

„Das würde kein Italiener tun“, sagte sie.

„Andere Länder, andere Sitten“, sah ich, nicht eben originell, aber passenderweise ein

Sie nickte, und ich nahm ihr den Korb von der Hand. „Grazie“, flüsterte sie.

Wir liefen den Berg hinab ins stille Tal hinunter. Das Wirtshaus konnte man sehen. Ich ging jetzt Seite an Seite mit der kleinen Italienerin, sie reichte mir bis in die Mitte meines Oberarms, an dem Fall ohne Namen entlang.

„Wo arbeitet Ihr Mann?“ fragte ich.

„In der Papierfabrik in Crusinallo“, sagte sie bereitwillig.

„Und werden Sie, wenn Sie hier gehen, verdient haben, nach Südtalien zurückzukehren?“

„Nein“, sagte sie. „Mein Mann ist Piemontese.“ Es klang so, als habe sie

„leider“ hinzufügen wollen.

Das war ein merkwürdiger Fall. Ganz neckisch läßt sich ein Piemontese dazu herab lassen, ein Mädchen aus Apulien oder Calabrien zu heiraten, mag das Mädchen auch noch so hübsch sein, viel hübscher als die strenggesichtigen, meist häßlichen Frauen Piemonts. Nur jemand, der im Ausland kein Ansehen genießt und sich auf pfeift, kann so etwas wagen.

„Es klingt so, als seien Sie nicht bei uns“, sagte ich.

Sie zuckte mit ihren schmalen Schultern und sagte seufzend: „Er mußte mich heiraten.“

Aha, dachte ich, wie jeder in diesem

„Aha“ gedacht hätte. Und ich stellte die beliebteste Frage Italiens, eine Frage, die da

Noch vor ein, zwei Jahren hieß es etwa so: „Schuhbänder von Persenning – dahinter steckt mehr, als Sie denken! Rom, Kairo, New York – die Großen dieser Welt tragen Persennings. Wenn der Abendwind den Duft von Wildkräutern über den Firth of Forth trägt, dann ist es Zeit für Persennings Senkel. Sie sind mehr als ein Zubehör. Erfolgreiche wissen: Gepflegt, mondän, betörend machen Persennings Senkel!“ Heute heißt es so: „Das sind zwei Bänder. Schuhbänder. Nichts als das. Was macht man damit? Schuhe zubinden. Mehr nicht. Das reicht auch. Zu diesem Zweck haben wir sie hergestellt. Haltbar. Aus gutem Gewebe. Mit Stiften an allen Enden. Wegen der Ösen. Persennings Senkel.“

Ich weiß ja auch nicht, was in die Werbefachleute gefahren ist, aber plötzlich rollt eine Welle der Bescheidenheit durch die Inserate. Plötzlich haben sie entdeckt, daß Autos zum Fahren, Napfkuchen zum Essen, Zigaretten zum Rauchen und Schreibmaschinen zum Schreiben geschaffen wurden. Einige Zeit lang war dieses Wissen verlorengegangen. Die Hersteller von Likören und Vasen und Pfeifen und Küchenmaschinen hatten es partout darauf abgesehen, neue Lebensgefühle zu vermitteln. Das scheint nun langsam vorbei zu sein. Sie wollen nur noch Liköre, Vasen, Pfeifen und Küchengeräte verkaufen. Höchst bemerkenswert.

Einige gehen sogar einen Schritt weiter und machen uns klar, daß ihr Erzeugnis nicht unbedingt gekauft zu werden braucht. Etwa so: „Das sind Omptata-Socken. Handmattiert. Sie können auch andere kaufen. Gute Socken. Billigere. Omptata-Socken können nicht billig sein. Sie sind handmattiert. Socken müssen nicht handmattiert sein. Omptata-Socken sind es.“

Manche sind so bescheiden, daß es schon wieder äußerst keck 'rauskommt. „Bottle-Imp-Whisky kennt kaum jemand. Außer jenen natürlich, die Bescheid wissen. Wir brennen nur wenig und nur diesen. Wir könnten mehr brennen. Aber das wäre dann kein Bottle-Imp-Whisky. Kaum zu glauben, daß Sie je von ihm gehört haben. Aber sollten Sie ihn mal antreffen, probieren Sie ihn. Wir glauben, es lohnt sich. Für Sie.“

Der geneigte Leser wird gemerkt haben, daß die Beispiele erfunden sind, allerdings nacherfunden, und zwar bis in den sprachlichen Aufbau der werblichen Lockungen. Die Welle der Bescheidenheit hat nämlich mit dem Lebensgefühl auch die Werbe-Stilisten von vorgestern in den Abgrund gezogen. Oder die Stilisten haben allzusehr in ihr ärgstes Ärgernis, die „DM“, gestarrt. Die schreibt auch so.

Vor Zeiten konnte man noch Sätze lesen wie diesen: „Eine Frau, die gut angezogen sein will, trägt Mufflon-Treter“. Das ist eigentlich ein ziemlich klarer, allgemein verständlicher Satz, oder? Na ja, nicht für Sechsjährige natürlich, aber die sollen ja auch keine Mufflon-Treter kaufen. Aber für Siebenjährige doch? Oder für Achtjährige? Na also.

Trotzdem muß das heute so gehen: „Sie sind eine Frau. Die sich gut anzieht. Mufflon-Treter ziehen gut an. Treter aus Mufflon. Tragen Sie auch.“ Das hört sich an, als hätten sie in den Werbebüros als neuestes Kommunikationsmittel die Buschtrommel entdeckt.

Aber das geht sicher wieder vorbei. Eines Tages weicht die Nüchternheit wieder den Kranichen im Abendwind, schmeckt uns der Whisky nur unterm Tropenhelm, ist die Familie nicht lediglich sauber, sondern glücklich durch die Seife „PUH“.

Warten wir also ab. Das können wir. Du und ich. Sie und er. Wir alle. Eine Zeitlang. Warum nicht? Darum.

Gerd Fischer

blickte – wir waren schon in den ersten Straßen Bagnellas –, und endlich sagte sie: „In spätestens drei Stunden weiß es Alfonso sowieso.“

„Gut“, sagte ich. „Aber wird er Sie deswegen beschimpfen?“

„Der?“ rief sie. „Dem ist es ganz egal, was ich tue. Ich könnte mit Ihnen...“ Sie verstummte plötzlich, und ich sah, wie sie erröte.

Kurz vor ihrer Wohnung verabschiedeten wir uns. Und abends richtete ich es so ein, daß ich Alfonso traf. Er spielte Boccia. Als er mich am Spielfeldrand entdeckte, kam er auf mich zu, und ich fühlte mich in diesem Augenblicke ein wenig unbehaglich.

„Filippo“, sagte er und lächelte.

„Alfonso“, sagte ich.

„Du hast meine Frau im Wald getroffen?“ fragte er und lächelte immer noch.

„Ja“, sagte ich, „sie ist sehr nett.“

Alfonso zündete sich eine Zigarette an und betrachtete mich dann mißtrauisch. „Wirklich“, fuhr ich fort. „Alle haben mir erzählt, sie sei häßlich, aber alle haben unrecht.“

Er scharrte jetzt mit dem Fuß auf der Boccia-Bahn herum, als müsse er eine Unebenheit glätten.

„Diese Augen, diese Haare, diese Figur!“ schwärmte ich. „Junge, ich muß sagen,

du hast keinen schlechten Geschmack!“

„Habe ich nie gehabt“, brummte er.

„Ja, warum bringst du sie nicht mal mit? Komm doch morgen mit ihr hierher. Meine Frau möchte sie auch kennenlernen, deine Graziella.“

Längere Zeit überlegte Alfonso, dann nickte er und schlug mir freundschaftlich gegen den Arm.

Und tatsächlich erschien er am nächsten Abend mit ihr. Sie trug ein sehr schickes Kleid, ihre Lippen waren geschminkt, ihre zierlichen Fingernägel lackiert, und ich stellte sie meiner Frau vor, die sofort mit ihr zu plaudern begann. Alfonso und ich spielten Boccia, doch ich merkte, daß er immer wieder zu seiner Frau hinüberblickte. Graziella lächelte unentwegt, meine Frau lud sie in unser Haus ein, und als sie ihren Mann fragte, ob sie zu uns gehen dürfe, nickte Alfonso.

Wenige Tage später kam Graziella zu uns. Ihr Gesicht strahlte, als sie erzählte, Alfonso sei wie umgewandelt, er behandle sie jetzt wie an jenem Tanzabend in Brolo, und alles sei nun wunderbar. „Das habe ich Ihnen zu verdanken!“ rief sie.

„Niente“, sagte ich, was soviel bedeutet wie: Nicht der Rede wert. Ich hatte schließlich nur einen ganz alten Trick angewandt, so alt wie die Welt.

Illustrationen: Eva Ohlow





Achtung, fertig, los... ►

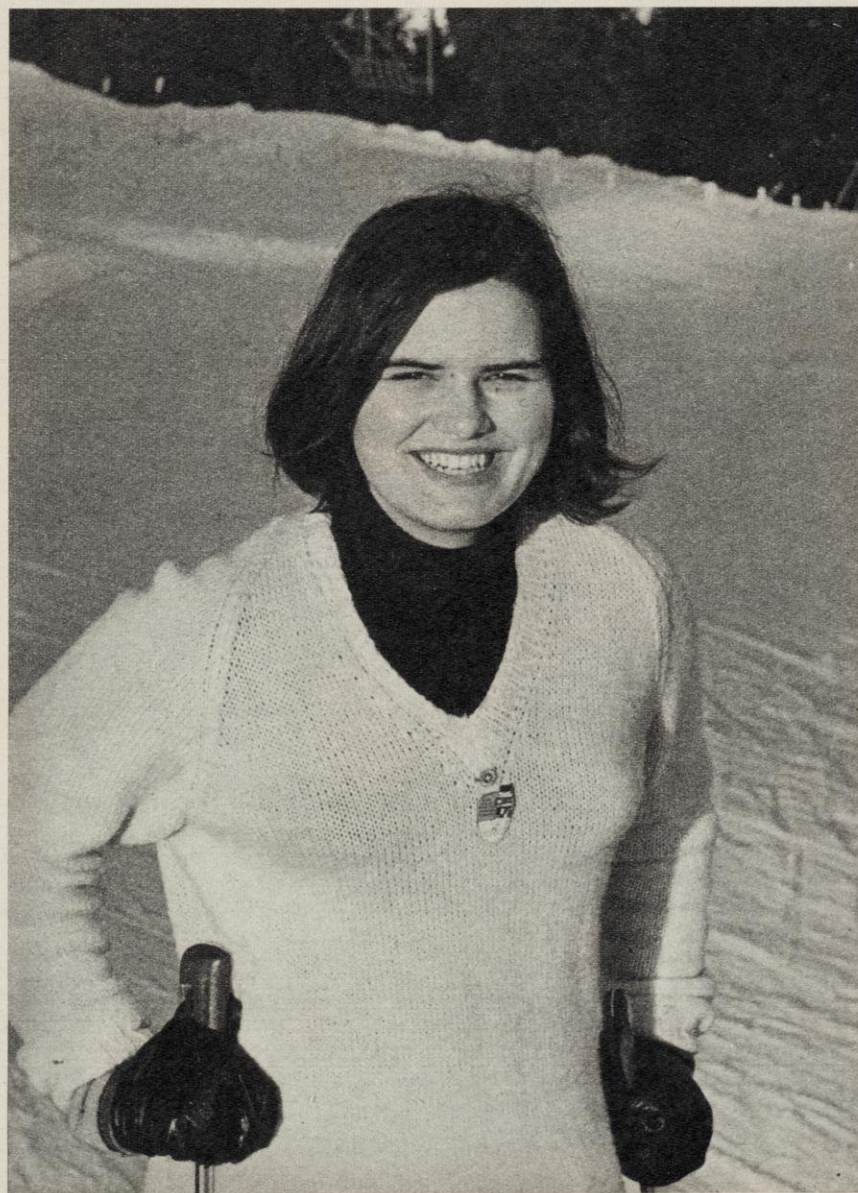
Klein-Europa auf den Brettern

Sie kam aus der Schweiz

Die meisten Preise holten sich die Österreicher – aber darauf kam's eigentlich gar nicht an. 265 Teilnehmer aus fünf Ländern bei den 13. Internationalen Skimeisterschaften der Eisenbahnerjugend.

Ende Januar haben die jungen Eisenbahner im Allgäuer Schnee eine Art Jubiläum gefeiert: Zum 13. Mal haben sich Jungen und Mädchen – diesmal aus fünf Ländern – zu einem internationalen Eisenbahner-Ski-Jugendtreffen zusammengefunden.

Als die jungen Eisenbahner vor 13 Jahren ihre internationalen Skibegegnungen angingen, da waren es zunächst nur die Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands (GdED) und die Gewerkschaft der Eisenbahner Österreichs (GdEO), die die Initiative ergriffen. Das war damals gar nicht so leicht, wie wir uns heute vorstellen, wir, die wir uns auf Grund privater, kommunaler, staatlicher und vor allem gewerkschaftlicher Initiative heute mit unseren ausländischen Freunden immer wieder treffen! Die Eisenbahner waren damals bei den Pionieren, die schon bei der Wiedergründung der Eisenbahnergewerkschaft im Jahre 1947 die Fäden und Freundschaften zu den ausländischen Gewerkschaftskollegen knüpften. Nun, im Allgäu-Ort Oberstaufen waren bei den Skimeisterschaften der Eisenbahnerjugend 256 junge Leute auf den Brettern. Die beiden stärksten Mannschaften stellten die Bundesrepublik Deutschland und Österreich. Delegationschef der Deutschen war der zweite Vorsitzende der GdED, Franz Eichinger, die österreichische Delegation leitete der erste Vorsitzende der GdEO, Fritz Prechtel. Die Schweizer hatten unter Leitung des Sekretärs des Schweizerischen Eisenbahnerverbandes in Bern, Ernst Müller, eine stattliche Zahl junger Eisenbahner-



rinnen und Eisenbahner auf die Brenner gebracht. Auch die Franzosen waren mit einer verantwortlichen Equipe gekommen. (Delegationschef Paul Blanchot.) Lediglich die Freunde aus Luxemburg, die in ihrem Lande der Schneearmut gesegnet sind und reich, deswegen – ohne Kummer – auch nie mehr als skifahrende Nation ansehen, waren schwach vertreten. Ihr Sprecher war auch Sekretär der Internationalen Luxemburgerischen (sozialistischen) Transport- und Gewerkschaft, René Bleser. Das Beste an diesen Skimeisterschaften ist nicht die verbissene Jagd nach Sekundärfreizeit – obwohl auch darauf nicht verzichtet wird –, das Beste ist die persönliche Ausgegung in der Freizeit, draußen auf der Piste, beim Frühstück, beim Mittagessen und besonders beim Buntten Abend. Wohl tanzt die junge Schweizerin mit deutschen Eisenbahner-Kollegen aus Luxemburg und tauscht der französische junge Kollege Berufserfahrungen mit einem Freizeitsportler aus Österreich aus, radebrechend zuwinken und gestikulierend, dann und wann aber auch assistiert von einem des französischen und Deutschen gleichermaßen mächtigen Schweizer oder Luxemburger. Das sind denn auch die Stunden, in denen die Delegationschefs Fazit ziehen, wofür diesmal wieder „geklappt hat“ und den man's beim nächsten Mal arrangiert. Vausgeleicht sollten sich allerdings die beiden veranstaltenden Gewerkschaften überlegen, wie man das gesellschaftliche Moment noch stärker bei diesen Treffen in den Vordergrund stellen kann, indem man die Kämpfe verkürzt und mehr Freizeit gibt und gemeinsame Aussprachen veranstaltet. Immerhin, von diesen Eisenbahnerjugend-Treffen gehen viele Freundschaften – wenn wohl auch keine Ehen – aus, man tauscht Adressen, schreibt sich und trifft sich auch privat. Von jenen, die vor 13 Jahren die Jungereisenbahner-Skitreffen aus der Taufe gehoben haben, sind verständlicherweise



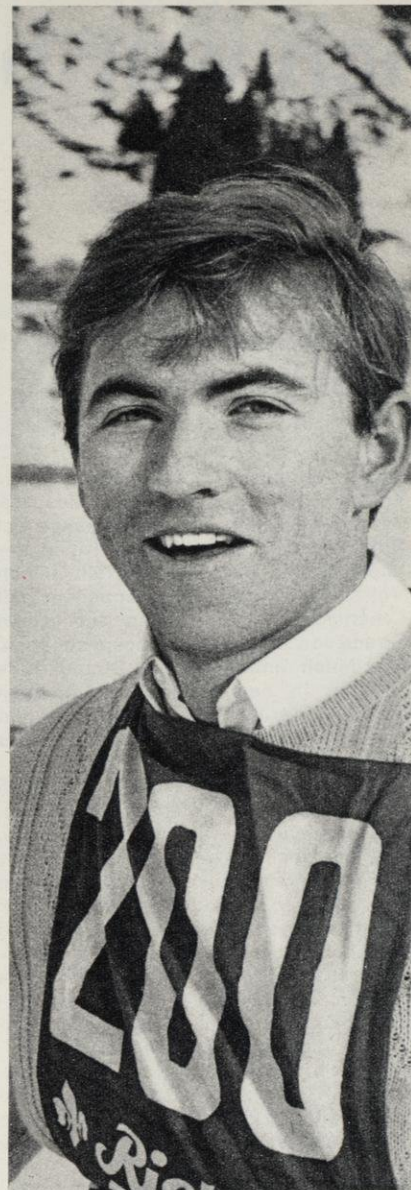
Am Ziel



Er ist aus der Bundesrepublik ►



◄ Sie sagten, sie wären aus Europa



Fotos: Udo Hoffmann

Preisverteilung



Brenur die allerwenigsten noch in der Jugendarbeit tätig, aber viele findet man in verantwortlichen gewerkschaftlichen Positionen der teilnehmenden Länder, deren Zahl sich ja inzwischen erhöht hat. Außer der Bundesrepublik Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich und Luxemburg, die heute zu den ständigen Teilnehmern gehören, kommen immer wieder auch einmal junge Kollegen und Kolleginnen aus Holland und Finnland, dann auch einmal aus Belgien. Die GdED unterhält ja in Rottach-Egern ihr Bergjugendheim „Hans Jahn“, in dem seit dem Winter – und auch zu den Sommerferien – Jungen und Mädchen aus allen erwähnten Ländern zu Gast auf sind.

Wollt ihr die Namen der Sieger wissen? Wohl kaum! Namen sind in diesem Zusammenhang ja eigentlich doch Schall und Rauch, auf der Piste oder beim Bungee-Klettern redet man sich ja doch mit den Vornamen an, und das ist richtig so. Und zuweilen, aber, beim Riesentorlauf, der mit Einzel- und Mannschaftswertung in drei Klassen gefahren wurde (14–16 Jahre, 16–18 Jahre, 18–25 Jahre, Damenklasse 14–15 Jahre) teilten sich die Österreicher und die Schweizer die Siegespreise – Pokale, Urkunden, Wimpel und bescheidenere Geldpreise, bei dem in zwei Klassen gefahrenen Langlauf allerdings waren bei zweimal Kollegen aus der Bundesrepublik und Deutschland Sieger. Bei den Mädchen gewann die Schweizerin Ursula Siegerin, die Österreicherin Regina. Und mit leeren Händen aber geht bei den jungen Gewerkschaftern keine Mannschaft nach Hause: man schenkte sich gegenseitig Wimpel und tauschte auch Abzeichen aus.

und nächstes Jahr trifft man sich wieder, bei den 14. Internationalen Skimeisterschaften der Eisenbahnerjugend, die dann in Österreich.

W. S.

Ich war bei den ärmsten Menschen

In den Elendsgebieten unserer Erde

Von Oscar Peter Brandt

Pater Enrico ist 35 Jahre alt und einer der schlanken, mittelgroßen Mestizen des Landes. Man sagt dieser Rasse viel Pffiffigkeit, Lerneifer und die Kunst der Improvisation nach. Enrico füllt seinen Volkswagen und einen Anhänger mit Lebensmitteln. Wir fahren am gelben Strand von Copacabana, dieser schönen, mondänen und sündigen Strandstraße entlang. In den malerischen Buchten kreuzen viele Jachten. Hier ist Rio schön und auch eine der reichsten Städte der Welt.

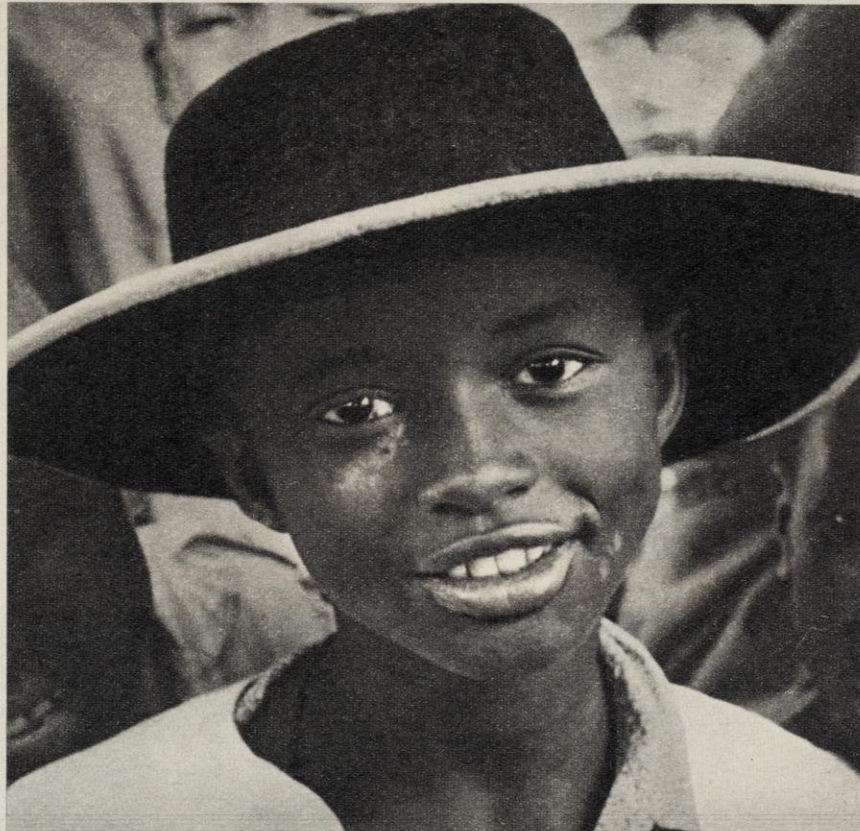
Von allen Punkten der Stadt aus sehen wir die Hügel im Osten und Süden. Fast greifbar nahe liegen sie, so nahe, daß man auch mit dem bloßen Auge das Gewimmel der Menschen und die vielen Holzbaracken sieht. Jeder Bewohner von Rio hat sie vor Augen. Aber niemand spricht darüber. Die Favelas sind tabu. – Das ist das Rio der Bretterbuden. Das Rio der Gezeißelten. Hinter den Bretterverschlägen leben die Arbeitslosen – einige hunderttausend. Neger, Mulatten, Mestizen. Dieses Gebiet ist eine Großstadt für sich – aber eine Großstadt ohne Kanalisation, Schulen, Kindergärten oder Krankenhäuser. Enrico meint: „Alle Reichen müßten einmal einen Monat lang in diese Kistenwohnungen gebracht werden. Viele unserer Politiker dazu. Dann würden soziale Reformen sicher rascher durchgeführt werden.“

Vor uns schwanken zwei Negerinnen, als seien sie betrunken. Enrico hält und ist sofort aus dem Wagen. Er stützt die Frauen und läßt sie vorsichtig auf dem Boden nieder. Aschfahl sind deren Gesichter. Eine Gruppe kleiner, schwächlicher Männer kommt angelaufen. Ihre Brustkörbe sind so flach wie bei einem abgezogenen Kaninchen, die Wangen eingefallen, die Schultern wie unter schweren Lasten gekrümmt. Sonnenstrahlen fallen durch zerrissene Hemden auf fleischlose Rippen, geflickte Hosen umschlottern dürre Beine. –

Die Frauen sind inzwischen in eine Hütte geleitet worden. Drei Quadratmeter beträgt die Wohnfläche. Man schläft auf zerschissenen Matten, die auf dem Fußboden liegen. Enrico hat zwei Kilo Bohnen, zwei Büchsen Fleisch und Mehl und auch Milch aus dem Wagen geholt. Bei den Frauen sind die Lebensgeister wieder erwacht. Sie sind nicht betrunken, sie haben seit drei Tagen nichts gegessen. Die letzten Bohnen und das letzte Stück Brot haben ihre Kinder erhalten. Jetzt essen sie heißhungrig und schmatzend. „Wenn wir Sie nicht hätten, Enrico, wären wir schon lange verhungert.“ Enrico hört das jeden Tag. Jeden Tag ist er in den Favelas. Aber er kann nur wenigen helfen. Der Pater empört sich: „Wenn der große Regen kommt, sacken oft Hunderte der Bretterbuden in die Tiefe. Dann gibt es Erkältungen, Grippe und Tuberkulose. Die Totenglocken läuten oft den ganzen Tag hindurch. Ich bin oft so verzweifelt, daß ich nur noch heulen könnte. „Der liebe Gott ist Brasilianer“, sagen die Reichen und Satten. Sie schänden den Namen des Herrn. Die Favelas gibt es ja nicht nur in Rio, auch in Sao Paulo, in Bahia, in Recife. Ranchos heißen sie in Peru, Miserias in Argentinien, Venezuela und Chile. Ich muß immer an das Wort von Adlai Stevenson denken: „Wenn die Freiheit nicht den vielen Armen hilft, wird sie auch die wenigen Reichen nicht retten können.““

Als wir zurückfahren wollen, halten drei Taxis auf dem kleinen Platz. Zehn junge Mädchen steigen aus, orchideenhaft schön, leichtfüßig wie die Gazellen. Ihre Mütter kommen ihnen entgegengeläufig. Die Mädchen mit den melodischen Namen Juanita, Carmen und Mercedes bringen bei ihren wöchentlichen Besuchen Lebensmittel, Kleider, Wäsche und Schuhe mit. Enrico erklärt mir: „Ihr Leben ist eine Katastrophe. Sie

verschlossen. Selten habe ich in Kalkutta einen Inder lachen sehen. Die meisten sind dürr wie Bohnenstangen. Auf der Sealdah-Station sind wieder Flüchtlingszüge eingetroffen. Immer noch kommt es zu Kämpfen zwischen den Stämmen und Kasten. Die neuen Flüchtlinge werden durch die Hallen des Hauptbahnhofs geschleust und stehen nun auf der Straße. Wohin mit ihnen in einer Stadt, in der noch Hunderttausende auf den Straßen,



gehen freiwillig in diese Häuser, von denen es einige tausend mit Zehntausenden solcher jungen Geschöpfe gibt. An Nachwuchs ist kein Mangel. Wenn sie nicht verhungern und für die Familie sorgen wollen, bleibt ihnen keine andere Wahl.“

500 Jahre lang hat eine kleine Schicht von Feudalherren nur an sich gedacht. Brasilien hat, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, mehr Milliardäre als die USA, die Zahl der Millionäre ist höher als in der Bundesrepublik. Auch in Peru, Venezuela, Argentinien, Chile usw. ballt sich ein unvorstellbarer Reichtum in wenigen Händen. Aber 70 v. H. der Bevölkerung sind Analphabeten – Millionen hungern. Die Völker schreien geradezu nach Anständigkeit, Sauberkeit, nach einem sozialen Ausgleich, nach Arbeitsmöglichkeiten und Ausbildung. Land, Wasser, Natur- und Bodenschätze – alles ist im Überfluß vorhanden. Aber die Feudalherren haben 10 Milliarden Dollar auf ausländischen Banken. Enrico wagt folgende Behauptung: „Würden die Fabrikanten, Gutsherren und Geschäftsleute unsere Staaten nicht jedes Jahr um 20 Milliarden DM an Steuern betrügen, bräuchten wir überhaupt keine Entwicklungshilfe. Wir könnten die Armut aus eigener Kraft bannen – die Schande beseitigen.“

Kalkutta ist eine der trostlosesten Städte auf unserem Globus. „Die Pestbeule Indiens“ nannte Nehru sie. Die Gesichter der Menschen sind ernst und

in den Grünanlagen und an den Ufern des Hoogly im Freien lagern? Nachts sammeln Angehörige des Gesundheitsdienstes Leichen ein. Es sind die erstarrten Körper von Frauen, Männern und Kindern, die schon seit Jahren keine Wohnung, keine ordentlichen Mahlzeiten, keine Arbeit, keine Fürsorge haben. Sie sind an Auszehrung gestorben. – Die Not in Indien ist riesengroß. Immer wieder werden aus Teilen des Landes Hungerkatastrophen gemeldet. 80 Millionen Inder haben keine Arbeit oder können nur wenige Stunden in der Woche beschäftigt werden. Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei nur 32 Jahren. Es fehlen noch mindestens 300.000 Schulen, einige Millionen Lehrkräfte, zwei Millionen Traktoren, einige Millionen landwirtschaftliche Maschinen und zwölf Millionen Tonnen Kunstdünger. Es fehlen Krankenhäuser und Wohnungen.

Der Beauftragte der Weltgesundheitsbehörde für Indien sagt mir: „Es ist schrecklich, daß in der Welt jedes Jahr die phantastische Summe von 720 Milliarden DM für Rüstungen ausgegeben wird. Wir bemühen uns, auf dem Mond, dem Mars oder der Venus zu landen – aber Ordnung auf unserer Mutter Erde haben wir noch immer nicht zu schaffen vermocht. Nur ein Bruchteil dieses Geldes würde ausreichen, so viele Flüsse zu regulieren und Staudämme und Kraftwerke, Fabriken und Straßen und Wohnungen zu bauen, daß alle Menschen

Arbeit und einen lebenswerten Lebensstandard haben könnten. Noch 14 Millionen Menschen können landwirtschaftlich genutzt werden. Es ist durchaus möglich, genügend Nahrung für alle Menschen zu beschaffen. Wer das weiß, aber sieht so erschreckend wenig getan wird, an der Menschheit verzweifeln!“

In Nairobi schreien 10- und 12jährige Jungen die Schlagzeilen der Zeitungen aus. „Die größte Hungerkatastrophe der Jahrzehnte!“ Monatelange Dürre hat einen großen Teil der Maisernte vernichtet. Da aber auch – bedingt durch die stählernen Hungernden Menschen – ein Jahr vorher viel Mais gestohlen worden war, hatten die Farmer weniger Mais angebaut. Die Ärmsten der Armen – die Bewohner der Slums in den Städten – müssen den Riemen noch enger schnüren. Ich sah Kenianer, die vor Schwachsinn auf den Straßen zusammenbrachen. „Hunger, Hunger“, schreien die Menschen in riesigen Demonstrationen. Hungrig auch wälzen sich viele Menschen in den Bidonvilles – den Elendsvierteln der Städte im Kongo auf ihren Schuttstätten. Sie können im wahrsten Sinne des Wortes vor Hunger nicht schlafen. Schlaf kommen. In Angola verdienen Landarbeiter auf Plantagen von 10.000 Hektar Umfang nur 30 Mark im Monat. Von diesem Hungerlohn müssen sie nicht nur eine zahlreiche Familie ernähren, sondern auch noch Steuern zahlen. Ich habe keinen anderen Staat der Welt kennengelernt, in dem Arbeiter bei einem Jahresverdienst von 360 Mark auch noch vom Finanzamt erfaßt werden. 25 Mark, fast soviel wie einen Monatslohn, müssen auch die Ärmsten der Steuerbeamten abgeben. Der Gesundheitszustand ist erbärmlich. 60 v. H. der Kinder sterben und 33 v. H. der Angolaner sind arbeitsunfähig.

In New York und Washington wurden zwei Verlautbarungen herausgegeben. In der ersten heißt es: Die Länder der freien Welt wandten bisher 320 Milliarden DM für Entwicklungshilfe auf. Die zweite lautet: Der Hunger in der Welt ist in den Jahren 1965 noch größer geworden. Im Lesesaal der Vereinten Nationen antwortete ich in einigen Zeitungen. „Der neue Schrei für den Winter“, heißt es in einem Massenblatt, „sind nerzbesetzte Überhänge für die Hunde.“ „Fabrikarbeiter“ läßt sich die Einführung seiner Tochter in die sogenannte Gesellschaft 100.000 Mark kosten“, lese ich in einer anderen Zeitung. Wenn irgendwo eine Prinzessin heiratet oder eine Filmspielerin geschieden wird, werden Millionen mit rührseligen Geschichten belächelt. Der Hunger in der Welt scheint nur am Rande zu interessieren. Ich denke wieder an den kleinen Jungen, der zwei Jahre alt mochte er sein, in einer Pagode von Saigon. Splitternackt saß er in einem Karton, einen Blütenzweig im Haar. Seine junge Mutter hatte ihn aufgesetzt, da sie ihn nicht zu ernähren vermochte. Seine großen, schwarzen Augen sahen mich an, als wollte er sagen: „Ich habe Hunger! Gleich mir hungern Millionen von Millionen. Was tust du, Brudermensch, Angehöriger der westlichen Wohlstandsgesellschaft, um unseren Hunger zu lindern oder zu bannen? Was tun die Reichen und Satten?“ Wir haben keinen Grund, stolz auf unser 20. Jahrhundert zu sein. Wir müßten uns alle schämen. Wir müssen noch einen weltweiten Krieg führen – den Krieg gegen den Hunger. Und ist der einzige Krieg, der sich lohnt. Wann beginnen wir?

Das erbärmliche Leben eines Maurers

is der Welt der deutschen Lesebücher

zielen dem Mann vom Mond solche Lesebücher in die Hände, er dächte: „reiner Agrarstaat muß dieses Deutschland sein. Ein Land von Bauern und Bürgern, die in umhegter Häuslichkeit schaffen und werkeln und seit Jahrhunderten nicht mehr wissen, was Krieg, Revolution und Chaos ist.“

Wird, wie schrieb der bekannte französische Romanist Robert Minder in seiner Studie „Soziologie der deutschen und französischen Lesebücher“. Minder stellt fest, die deutschen Lesebücher seien „ein Stilleben von Riesenausmaß“, eine Agrarliteratur im durchorganisierten Industriezeitalter! Die Mehrzahl der deutschen Lesebuch-Verfasser hat, so schreibt Minder, „einen Morgenthau-Plan in der Literatur“ verwirklicht.

Man wisse, die sich unter dem Wort Morgenthau-Plan nichts vorstellen können, seien daran erinnert, daß unter dieser Bezeichnung ein Plan gemeint ist, der während des letzten Krieges in den USA ausgearbeitet wurde. Er sah die Umwandlung des besiegten Deutschlands in einen Agrarstaat vor, in dem nur noch Ackerbau und Viehzucht betrieben werden durften.

Man sieht, was Herr Morgenthau nicht wollte, die Herausgeber der deutschen Lesebücher haben es fertiggebracht, der Inhalt dieser Bücher ist wirklichkeitsfremd und lebt von einer verklärten und idealisierten Vergangenheit. Hier einige Kostproben:

Man sinnt in einem Buch der pflichtbewußten Knecht: „Meine Seele straft sich und spannt sich zur Kampfeslust. Alle Staatsbürger arbeiten im Takt der stampfenden Arbeit und greifen in fanatischem Schaffensrausch mit der reißenden unbarmherzigen Pflugschar in die berstende Arbeitsflut.“ Wie man hier sieht, haben die deutschen Bauern keine Sorge mit den Arbeitskräften. Mägde und Knechte sind Knechte und Mägde Mägde an Pflichterfüllung.

Man sucht vergeblich die über 1 Million Bauern und die fast 100000 Mägdchen. Dafür findet das Kind Verse der folgenden: „Morgen wird das Korn geschnitten. Die Schnitter sind zu zweit. Durch das Dörflein auf und nieder, der Dörflein hammer gelte.“

Es gibt da keine Maschinen. Das Landvolk arbeitet in unseren Lesebüchern wie vor 70 Jahren: „Am Donnerstag half ich bei der Mähdresche, das ist wichtig. / Am Freitag trug ich huckepack / den Weizen zur Mühle Sack für Sack!“

Wenn man wirklich einmal der Fortschritt ins Dorf einzieht, gibt es Ärger. Da schildert z. B. ein alter Bergbauer, was passieren kann, wenn man sich eine Maschine aufschwätzen läßt: „Ja, ja. Ich hab' den Vetter hinterm Steuer sitzen geh'n. Freilich fährt er nur ums Haus herum. Denn das Feld, für das er den Traktor brauchte, hat er verkaufen müssen.“ Fazit: Bauern mit Traktoren sind Dorftrottel.

Die Müllerknechte sind wahre Musterknaben. Da gibt es einen, der „mahlte, wenn stetiger Wind war, den ganzen Tag und die Nacht dazu. Selbst an den Feiertagen kann er sich nicht von seiner Mühle trennen und ging mit Farbtöpfen und Pinsel darin um, sie bunt und schön zu machen.“

Die Mägde stehen diesem Vorbild eines Kolchosbauern natürlich nicht nach. Wenn man unseren Lesebüchern glauben darf: „Das Milchmädchen trug eines Tages Milch auf den Markt und hatte den Eimer auf dem Kopf.“ Trotz solcher außergewöhnlicher Belastung ist das Gesinde „seinem Herrn treu ergeben“. Und die Bauernkinder danken dann auch



im Schulbuch ihrer alten Magd mit den Worten: „Du bukst da Brot, du fängst die Maus, du zogst uns Kindern die Schuhe aus. Du fandest keine Stunde Ruh', du gingst ins Feld trotz Sturmgebraus.“

Der Berliner Jurist Dr. Alfred Oberlack hat 144 Schulbücher der letzten Jahre untersucht. Hier sein Ergebnis: „Wir suchten natürlich auch den durchs Getreidefeld fahrenden modernen Mähdrescher. Wir fanden ihn nirgends. Ja, wir begegneten selten einmal der guten alten Dreschmaschine, die nun auch schon seit langem zum Aussterben verurteilt ist!“

Kein Wunder, daß die Schilderungen vom städtischen Leben, von Wirtschaft und Verkehr unterm Strich liegen. Was hier geschildert wird, liegt oft um ein halbes Jahrhundert hinter unserer Zeit zurück.

So sieht das Kind in einem Lesebuch das Leben eines Maurers. Dieser Auszug ist einem Buch entnommen, das am 16. Mai 1958 vom nordrhein-westfälischen Kultusministerium genehmigt wurde. Hört die Geschichte: „Es gibt noch sehr viele arme Arbeiter in der Bundesrepublik. Besonders die Maurer sind im Winter bittende Not. Halb verhungert und verfrorren erwarten sie den Frühling, der dem Vater wieder Arbeit beschert und somit allem Elend für viele Monate ein Ende bereitet.“

Kein Wort vom Schlechtwettergeld, von der seit über 30 Jahren bestehenden

Arbeitslosen-Versicherung, von den neuen Methoden des Winterbaues, von den Erfolgen der Gewerkschaften in den letzten Jahrzehnten. Nichts. Was wird das Kind eines Bauarbeiters wohl denken, wenn es einen derartigen Schmus lesen muß? Aber es kommt noch besser: „Vater ist Maurer. Eines Tages im Winter kann er infolge der Witterung nicht mehr arbeiten. Dann kommt die große Not über die Familie. Die Kohlen sind alle. Es ist nur noch Geld für einen Zentner da. Mittags gibt es nur Kartoffeln und ein Stück Brot. Eines Tages ist auch das Brot alle. Die Mutter weint, Bäcker und Kaufmann sind hartherzige Gesellen. Sie wollen nichts mehr borgen. Alle gehen, nachdem sie notdürftig den Hunger mit Kartoffeln, Salz und dem letzten Brot gestillt haben, traurig zu Bett. Da kommt über Nacht die große Erlösung aus dem Elend. Es schneit in Massen, und Vater hat die Freude, als Schneeschipper Geld zu verdienen. Das Weihnachtsfest ist gesichert, und als Eis und Schnee aufgetaut sind, geht Vater wieder als Maurer auf den Bau.“

Schlimmer könnte auch nicht in einem Lesebuch der Ostzone die Lage der ausgebeuteten westdeutschen Arbeiter geschildert werden. Da die Möglichkeit ausgeschlossen ist, daß sich unter den Herausgebern dieser Lesebücher getarnte Kommunisten befinden, bleibt nur noch eine Möglichkeit: Die Verfasser und Sachbearbeiter in den Kultusministerien leben auf dem Mond.

Aber nicht nur das. Wie soll das Kind auf sein Leben in unserer modernen Industriegesellschaft vorbereitet werden, wenn die Lesebücher so weltfremd sind? Man stelle sich einmal vor, die Kinder einer Schulklasse würden für die bedürftigen und hungernden Maurer ihres Dorfes eine Geldsammlung durchführen, um diese vor dem Hungertod zu bewahren? Oder erwartet man nicht, daß das, was in den Lesebüchern steht, von den Kindern ernst genommen wird?

Das Ganze ist ein Zeichen mehr, wie weit unser Schul- und Bildungssystem von den Anforderungen unserer Industriegesellschaft entfernt ist. Was für die Lesebücher zutrifft, findet seine Parallelen in vielen anderen Bereichen. Ist es z. B. ein Wunder, daß man die Chancen und Möglichkeiten für die Bildung des Menschen, die in der Berufsarbeit liegen, bisher glatt übersehen hat?

Es ist kein Wunder. Ein Wunder ist es nur, daß wir uns das so lange haben gefallen lassen. Hier muß eine gründliche Änderung geschaffen werden. Selbst dann, wenn man dazu bei verschiedenen Leuten, natürlich bildlich gesprochen, mit einem Dreschflügel oder einer Fuhrmannspeitsche nachhelfen müßte. Wenn die Schule für das Leben erziehen soll, muß das Leben auch in der Schule berücksichtigt werden.

H. V.

Foto: H. Rudolf

Aus der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Wilhelm Liebknecht
(1826 bis 1900)

Von Dieter Schneider

Offt läßt erst der Tod das ganze Ausmaß an Liebe errahnen, das einem Menschen zu Lebzeiten entgegengebracht wurde. Als Freunde und Genossen am 12. August 1900 Wilhelm Liebknecht zu Grabe trugen, flossen ungezählte Tränen, lag tiefe Trauer über Berlin. Zehntausende folgten dem Sarg des alten Achtundvierzigers, hunderttausend oder mehr standen Spalier, um den Leichenzug zu sehen, der sich fünf Stunden lang durch die Reichshauptstadt bewegte.

Dreieinhalb Jahrzehnte hindurch war der am 29. März 1826 im Hessischen Geborene neben oder nächst August Bebel die wichtigste Persönlichkeit der deutschen Arbeiterbewegung. Vierzehn Jahre älter als jener, hatte er noch an der Revolution von 1848 tätigen Anteil, war während des Aufstandes in Baden 1849 mit knapper Not dem Tode entronnen und über die Schweiz nach England gelangt.

Es mag sein, daß Liebknecht Deutschland nach der Rückkehr aus dem Londoner Exil allzusehr an der Elbe von 1848 gemessen hat, daß sein Preußenhaß ihm gelegentlich den Blick trübte – für den Verlauf der Dinge aber war sein Weg in die deutsche Politik der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts von entscheidender Bedeutung.

Aus dem Literaten wurde nach 1862 – wenn auch auf dem Umweg über das vorübergehende, damals sicherlich notwendige Bündnis mit bürgerlichen Demokraten – ein überragender Arbeiterführer. Seine Begegnung mit Bebel kann als eines der wesentlichsten Ereignisse in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung gelten. Wenn auch auf ihre Freundschaft hin und wieder Reif fiel, so haben sie sich doch großartig ergänzt. So wie Liebknecht – trotz theoretischer Schwächen – die Brücke zu Marx und Engels bildete, den in London und Manchester lebenden großen alten Männern, so war Bebel das Bindeglied zur Arbeiterschaft. Woran es dem gelegentlich mit viel Gefühl operierenden Revolutionär mangelte, das glied der sehr praktisch veranlagte und organisatorisch hochbegabte Drechsler aus. Beider Auftreten belebte das politische Leben ungemein. Durch die Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei 1869 in Eisenach überwandene sie die organisatorische Schwäche der deutschen Arbeiterbewegung. Sie machten aus Arbeitervereinen eine Massenpartei.

In London, der Zuflucht vieler kontinentaler Emigranten, hatte Liebknecht im Hause der Familie Marx Halt gefunden. Als 1881 Marxens Frau Jenny von Westphalen starb, schrieb er an Karl Marx, seinen „lieben Mohr“: „Du weißt, was die Brave mir war – ihr vor allem verdanke ich, daß ich in der Londoner Flüchtlingsmiserie nicht zugrunde gegangen.“ Die Freundschaft mit Marx und Engels begann 1849. Erst mit dem Tode der Schöpfer des wissenschaftlichen Sozialismus – 1883 und 1895 – endete ein Gedankenaustausch von eigenartigem Reiz.

„Ich traf“, erzählt Liebknecht in der Rückschau, „die Familie Marx bei dem Sommerfest des kommunistischen Arbeiterbildungsvereins. Irgendwo – ich erinnere mich nicht, ob in Greenwich oder in Hampton Court in der Nähe von London. Marx, den ich zum erstenmal sah, nahm sofort ein strenges Examen mit mir vor. ... Indes, das Examen ging glücklich vorüber, ich hielt den Blick des Löwenhauptes mit der kohlschwarzen Löwenmähne aus, das Examen wurde lebendiges, heiter sprudelndes Geplauder. ...

Meine erste längere Unterredung mit Marx fand statt am Tage nach unserem Zusammentreffen bei der oben erwähnten Landpartie. Dort war natürlich keine Gelegenheit zur eingehenden Aussprache, und Marx hatte mich auf den folgenden Tag in das Vereinslokal eingeladen, wo wahrscheinlich auch Engels sein werde. ... Ich war bei meinen beiden Examinatoren im Verdacht kleinbürgerlicher Demokratie und süddeutschen Gefühlsdusels, und manches Urteil, das ich über Menschen und Dinge fällte, stieß auf sehr scharfe Kritik.“

Selbstvertrauen

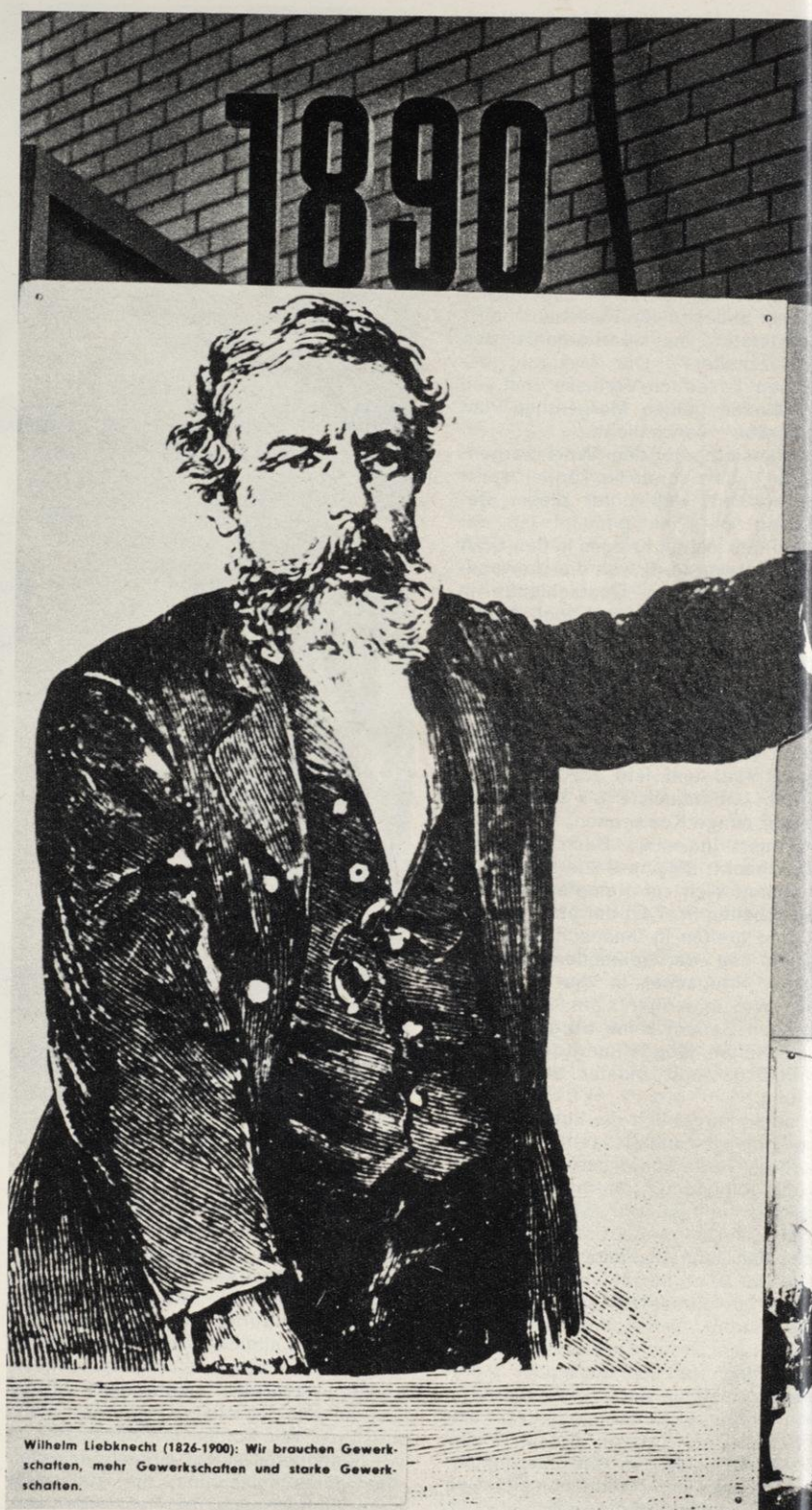
Marx und Engels verfolgten aufmerksam jeden Schritt, den Liebknecht auf dem politischen Parkett Deutschlands tat. Erbarmungslos, ja oft verletzend, kritisierten sie den „Mann von Eisen mit dem Kindergemüt“, wie ihn Bebel nannte. 1867 beehrte denn Liebknecht in einem Brief an Engels zum ersten Male gegen die Attacken aus London auf: „Ich gebe zu, daß Ihr in England einen besseren Überblick habt, und wünsche daher möglichst oft Signale von Euch zu bekommen; was aber die Details des Kampfes betrifft, so müssen dieselben Euch notwendigerweise vielfach entgehen.“

Und 1870, wieder an Engels, der die Zusammenarbeit mit bürgerlichen Demokraten moniert hatte: „Nur so viel: Du erkennst, daß ich mit dem vorhandenen Material arbeiten mußte. Das „Demokratische Wochenblatt“ war „Organ der Volkspartei“ (gemeinsam mit Bebel hatte Liebknecht 1866 die Sächsische Volkspartei als Zweig der Deutschen Volkspartei gegründet). Ein Organ der Sozialdemokratie war damals noch nicht möglich, und wäre heute noch nicht möglich, wenn ich nicht, anknüpfend an die damals verfügbaren Elemente das „Demokratische Wochenblatt“ gegründet hätte. Ich hatte die Wahl, entweder mich in den Strom zu stürzen, der an mir vorbeistürzte, oder am Ufer stehenzubleiben und philosophische Betrachtungen aufzustellen über das Gesetz der Schwere.“

Wenig später beklagte er sich bei „Mohr“: „Gestern erhielt ich von Engels einen saugroben Brief, auf den ich im gleichen Stil antworten werde, und eine mich als Schulbuben behandelnde Erklärung, die ich natürlich nicht aufnehmen.“ General, wie Engels wegen seiner hervorragenden militärtheoretischen Arbeiten genannt wurde, hatte sich über eine von „Wilhelmchen“ verfaßte Fußnote erregt. Tief beleidigt, aber doch mit einer gesunden Dosis Selbstvertrauen, fügte Liebknecht in seinem Brief an Marx hinzu: „Auf dem Feld der Theorie lasse ich mich gern von Engels bescheiden, auf dem Feld der Praxis glaube ich aber, etwas besser bewandert zu sein als er.“

Gegen den Krieg

Aus dem „Demokratischen Wochenblatt“ war 1869 – mit der Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Eisenach – der „Volksstaat“ geworden. Die in Leipzig erscheinende Zeitung trug nun den Untertitel „Organ der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei und der Internationalen Gewerkschaftsgenossenschaften“, wie die Gewerkschaften der Eisenacher hießen. Liebknecht war ihr Chefredakteur.



Wilhelm Liebknecht (1826-1900): Wir brauchen Gewerkschaften, mehr Gewerkschaften und starke Gewerkschaften.

Als Liebknecht, Bebel und Hepner am 17. Dezember 1870 unter dem Vorwurf des Hochverrats verhaftet wurden, weil sie entschieden gegen den Deutsch-Französischen Krieg Stellung genommen, die Annexion Elsaß-Lothringens in Wort und Schrift bekämpft hatten, schrieb Engels an Liebknechts Ehefrau Natalie: „Es ist das die preußische Revanche für die moralischen Niederlagen, die Liebknecht und Bebel dem preußischen Kaisertum schon vor seiner Geburt beigebracht haben. Wir alle hier haben uns sehr gefreut über das tapfere Auftreten beider im Reichstag, unter Umständen, wo es wahrhaftig keine Kleinigkeit war, mit unseren Ansichten frei und trotziger hervortreten. ... Die deutschen Arbeiter haben während dieses Krieges Ein-

sicht und Energie bewiesen, die sie in einem einzigen Ruck an die Spitze der europäischen Arbeiterbewegung stellten und Sie werden begreifen, mit welcher Stolz wir dies erleben.“ Derartige Worte machen mit einem Schlage alle vorher geübte Kritik vergessen. Wie man denn überhaupt sehr vorsichtig sein muß, mit Marx und Engels alles streng ins Gericht zu gehen wegen ihrer kritischen Äußerungen über Liebknecht. Wenn sie in ihrem intimen Briefwechsel von „Wilhelmchens Hang zu Dummheiten“ schrieben, „das Ding“, nämlich das „Demokratische Wochenblatt“, als „gräßlich dumm“, als „Saublatt“ bezeichnete – „fast jeder Artikel wimmelt von Blödsinn“ – und behaupteten, „Wilhelm wird jeden Tag dümmen“ – immer hatten sie

nichts anderes als die Sache der Arbeiterschaft im Auge, die ihnen in ihrer alten Heimat nicht schnell genug voranging.

Zwischen der Londoner Reißbrettkonstruktion und den praktischen deutschen Möglichkeiten aber bestanden nun einmal Unterschiede. Liebknecht mag nicht alles verstanden haben, was seine beiden Freunde in London wollten. In einem aber war er ihnen überlegen: in der richtigen Einschätzung der praktischen Möglichkeiten. Er wußte ganz genau, was man der wachsenden Arbeiterpartei zumuten konnte. „Hoch steht mir Marx, höher die Partei“, hieß es 1891 aus seinem Munde. Und eigentlich hat das Medium – wenn



„Die Vertreter der Arbeiterschaft sollten, um den sozialdemokratischen Einfluß fernzuhalten, nicht von den außerbetrieblichen Arbeiter- und Gewerkschaften, sondern innerhalb jedes Betriebes gewählt werden, sofern er wenigstens 5 Betriebsangehörige hat.“
(Kaiser Wilhelm II. in der Kronratsitzung am 24. Januar 1890)

„Von der Tätigkeit der Arbeiterausschüsse ist wenig zu berichten. Der Ausschuß eines der größten Werke des Bezirks hat sich wegen Mangels an Interesse des Fabrikleiters und bei fehlendem Vertrauen der Arbeiter wieder aufgelöst.“
(Bericht der Gewerbeaufsichtsbeamten für Preußen 1893)

Bismarcks Entlassung bedeutete auch die Entlassung der Arbeiterbewegung in die Legalität. Der Lebensstandard verbesserte sich. Der Preis dafür war hoch: Deutschland rüstete auf.

Die Regierungen begannen unter dem Druck der Massen, sich um die sozialen Belange der Arbeitnehmer zu kümmern. 1. Internationale Arbeiterschutzkonferenz in Berlin. April 1890.

tion von 1875 eher schaden als nutzen konnten und im übrigen selbst von intelligenten Parteiführern nicht immer begriffen wurden.

Marx mag mit seinen berühmten kritischen Randglossen zum Gothaer Programm der deutschen Sozialdemokratie hundertmal recht gehabt haben, vom Stand des Selbstverständnisses „seiner“ Partei und damit schließlich auch der Arbeiterschaft in Deutschland aber wußte er wenig. Deshalb vor allem ging seine und seines Freundes Engels Kritik an Liebknecht gelegentlich daneben. Als sich Liebknechts und damit auch Bebels Politik später als richtig erwies, war Marx tot. Engels mag Wilhelm Liebknecht mehr als einmal – mindestens im stillen – Abbitte geleistet haben.

Der Revolutionär Liebknecht sah im Umsturz der Verhältnisse eine reine Machtfrage, die „in keinem Parlament, die nur auf der Straße, auf dem Schlachtfeld zu lösen ist, gleich jeder anderen Machtfrage“. Die Nützlichkeit eines Abgeordnetensitzes lag für ihn allenfalls in der Chance, das Parlament zur Tribüne eines „negierenden und protestierenden Standpunktes“ zu machen.

Liebknecht hat sehr deutlich formuliert, was – seiner Ansicht nach – bei einer sozialdemokratischen Reichstagsmehrheit geschehen würde: „Jetzt ist der Moment, die Gesellschaft umzugestalten und den Staat. Die Majorität faßt einen weltgeschichtlichen Beschluß, die neue Zeit wird geboren – ach nein, eine Kompanie Soldaten jagt die sozialdemokratische Majorität zum Tempel hinaus, und lassen die Herren sich das nicht ruhig gefallen, so werden sie von ein paar Schutzleuten in die Stadtvogtei abgeführt und haben dort Zeit, über ihr donquixotisches Treiben nachzudenken. ...“ War das übertrieben? 1932 genügten ein paar Soldaten, um die amtierende preußische Regierung wegzujagen. Im übrigen stieß Liebknecht mit seinen Ansichten auf den Widerstand Bebels, der nun einmal nicht daran glaubte, daß die Partei sich in Erwartung des revolutionären Umsturzes der parlamentarischen Mitarbeit versagen durfte: „Protestieren und negieren, wo es am Platze war, also vor allen Dingen gegen alles Schlechte und Verderbliche, aber zugleich auch agitieren im positiven Sinne, indem wir diese Anträge stellen und Reden zu ihren Gunsten hielten. ... würden wir im höchsten Grade agitatorisch und propagandistisch wirken.“

Während Bebel im Rahmen des Parlamentarischen verharrte, dachte Liebknecht anders. Daß ihm auch Marx und Engels dabei nicht immer ganz folgen konnten, läßt sich aus vielen Briefen herauslesen. „Auch ein schöner Standpunkt von Wilhelm“, schrieb Engels 1869 an Marx, „daß man vom „jetzigen Staat“ Konzessionen an die Arbeiter weder nehmen noch selber erzwingen darf. Damit wird er verdammt viel bei den Arbeitern ausrichten.“ Das war überpointiert. Liebknecht hat seinen Standpunkt später modifiziert. Im grundsätzlichen aber gab er keinen Fingerbreit nach.

Schwächen

Sehr genau traf Engels eine seiner Schwächen, als er 1870 gegenüber Marx bemerkte: „Dem Kerl hängt der Himmel immer voll Geigen, aber es sind keine Saiten drauf, und der Resonanzboden ist

drausgeschlagen.“ Anlaß für dieses Urteil war der – um diese Zeit sicherlich verfügte – Plan Liebknechts, in Berlin eine sozialdemokratische Tageszeitung herauszugeben.

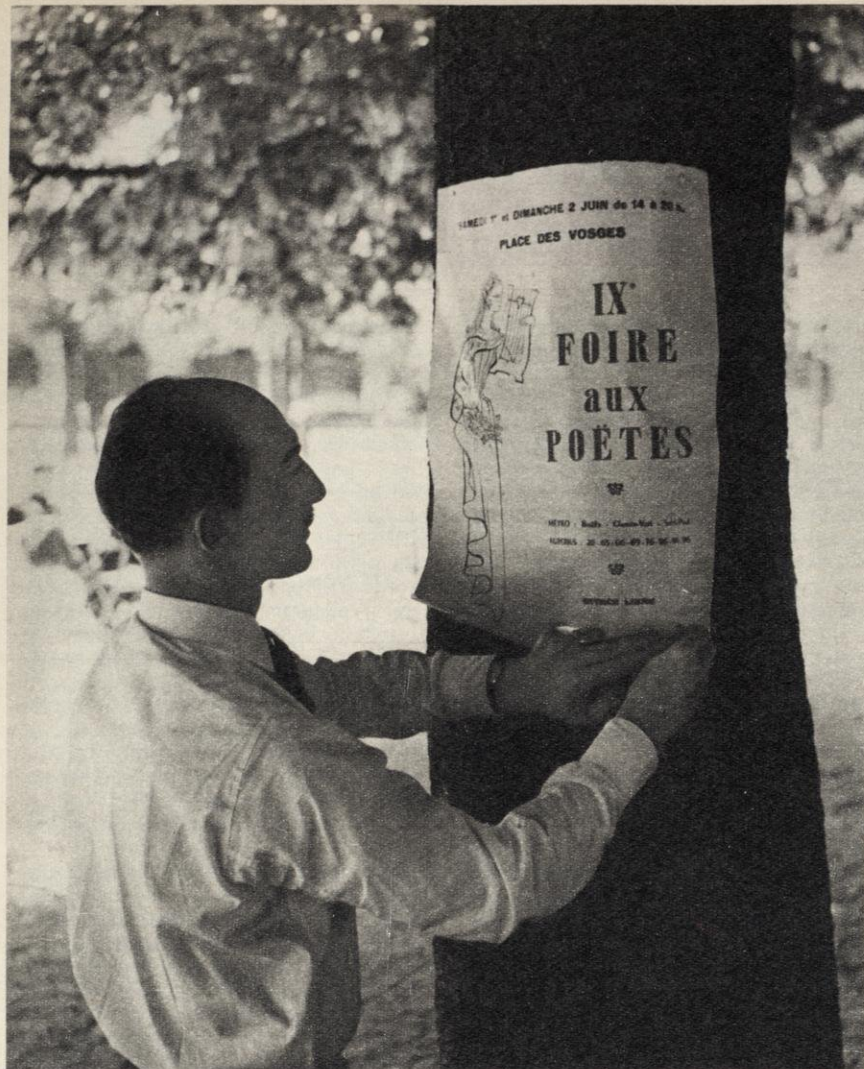
Nach 1890, während er in der Parteispitze mehr und mehr isoliert wurde und weit davon entfernt war, noch maßgeblichen Einfluß zu nehmen, wuchs seine Popularität unter den Massen. Deshalb spricht es nicht unbedingt gegen Liebknecht, wenn Philipp Scheidemann später, in der Weimarer Republik Reichskanzler, urteilte: „Er lebte politisch für uns, die wir ganz in der Agitationsarbeit des Tages aufgingen, teils zu sehr in der Vergangenheit, teils viel zu sehr in der Zukunft. Die Gegenwart kam ihm, wie uns scheinen wollte, vor, wie eine leicht zu überwindende Episode.“ Vielleicht aber lag es auch daran, daß die Genossen, die derart dachten, etwas zuviel Realpolitik trieben.

Wenn man von den letzten Jahren absieht, in denen Liebknecht als leitender Redakteur des „Vorwärts“, des Zentralorgans der SPD, ein annehmbares Gehalt bezog, dann ging es ihm eigentlich immer schlecht. Mochte aber die Not auch noch so groß sein, er ließ es sich nie anmerken. Und was man von vielen anderen nicht behaupten kann: er blieb sich bis zu seinem Tode am 7. August 1900 selbst treu. „Niemand sich in die Defensive drängen lassen, stets Offensive“, waren die letzten Worte des „Soldaten der Revolution“, den die Obrigkeit zeit seines Lebens wütend verfolgte und mehrfach einsperrte – zum letzten Male 1898.

Moralische Kraft

Auch spricht es eher für als gegen Liebknecht, wenn er die Arbeiteraristokratie nicht mehr verstand, die in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts abfällig von „Revolutionsromantik“ redete, und die „Barrikadenhelden“ verspottete. Übertröffen hat ihn keiner seiner Kritiker. Die Existenzsicherheit, in der sich viele wiegten, erwies sich ohnehin spätestens 1914 als Seifenblase. Selten rechtfertigt die Geschichte Realpolitik, sondern vielmehr Gestalten der Phantasie, die über den Tag, den augenblicklichen Vorteil hinaus denken und dabei auch Widrigkeiten in Kauf nehmen. Diejenigen jedenfalls, die 1914 vor dem kapitulierte, was die Realität nannten, verspieltten auch das Erbe der Liebknecht und Bebel, sie zertrümmerten, was die beiden Alten mühselig aufgebaut hatten. Es war tatsächlich das Ende einer Epoche. Ehrlichkeit führe in der Politik zu nichts – sagen viele. Liebknecht lebte – weithin sichtbar – das Gegenteil. Er war ehrlich bis auf die Knochen, dazu voller revolutionärer Starrköpfigkeit. Er und Bebel repräsentierten über Jahrzehnte die eigentliche moralische Kraft des deutschen Volkes. Die deutschen Arbeiter können stolz darauf sein, daß unter ihnen so bedeutende Führer lebten.





Das Plakat des Dichtermarktes



Die Redakteure der „Abat-Nuit“, einer Revue für neuzeitliche Poesie

Jean Pierre Rosnay ist der Dichter der Pariser Universitätsjugend. Er zählt zu den aufgehenden Sternen am Dichterhimmel

Jahrmarkt der Dichter

Fotos: Almasy - Bavaria

Vor einiger Zeit fand in Paris eine der originellsten und amüsantesten Veranstaltungen statt – der Jahrmarkt der Dichter. Heutzutage denken die Menschen recht wenig an die Dichter, und die Zeiten sind längst vorbei, als die „poètes“ bei jedem festlichen Anlaß zu den umschwärmten Gästen der hohen Gesellschaft zählten. Aber in der Seele der jungen Menschen von heute ist der Drang zur Poesie trotz der Not der Zeit ebenso groß wie früher. Da kamen einige verständnisvolle Leute auf die Idee, den „Jahrmarkt“ der Dichter zu organisieren, damit diese einmal zu Wort kommen und auch einige von den Büchern verkaufen, die sonst das ganze Jahr hindurch die Ladenhüter in der Auslage der Buchhändler sind. Eine reizende Idee, die das Pariser Publikum mit seinem tiefen Sinn für die Bohème begeistert aufnahm und die Dichter zwei Tage lang mit einem Massenbesuch ehrte und erfreute.





Unter den Arkaden der Place des Vosges drängten sich Tausende Besucher



Man konnte Luxusausgaben und Manuskripte erwerben

Vier junge Dichter vor dem Haus, in dem Victor Hugo lebte

Auch sah man einige bekannte Poeten, die gekommen waren, um ihre angehenden Schicksalsgenossen zu ermuntern. Als Rahmen für diese Veranstaltung wurde die Place des Vosges gewählt. Diese Wahl war besonders glücklich, denn dieser Platz befindet sich in einem stillen historischen Quartier von Paris, das an poetischem Charme alle anderen übertrifft, und in den alten Häusern, die König Henri IV. erbauen ließ, wohnten einst die bekanntesten Persönlichkeiten der literarischen Welt von Paris. In Nummer 1 wurde Madame de Sévigné geboren, das Haus Nummer 17 gehörte einst Bossuet; in dem Eckbau mit den großen Fenstern, hinter dessen Arkaden der Jahrmarkt stattfand, wohnte viele Jahre lang Victor Hugo, und der zweite Stock ist das Museum des Dichters geworden. Im Haus gegenüber wohnte Marion Delorme, die Heldin seiner Schauspiele. Kardinal Richelieu besaß das Haus Nummer 18. Einst war dieser Platz, „Place Royale“ genannt, das elegante Zentrum von Paris. Unter den Arkaden befanden sich die vornehmsten Geschäfte der Hauptstadt, und alle festlichen Veranstaltungen des königlichen Hofes fanden hier statt. Im 17. Jahrhundert wurde es Mode, daß die jungen Aristokraten ihre Duellen mitten auf dem Platz, in Gegenwart der eleganten Welt, austrugen. Das Duellieren wurde zu einer solchen Epidemie, daß Kardinal Richelieu es unter Todesstrafe verbot.

Die Geschichte der Place des Vosges ist reich an Anekdoten. Sie war auch der Schauplatz unzähliger Liebesromane. Der „Jahrmarkt der Dichter“ hätte keinen stimmungsvolleren Rahmen finden können.

Paul Almay



Neue Bücher

Besprochen von Horst Hartmann

Waren Fritz Grasshoffs frühere Gedichte noch folkloristisch angehaucht, von einer kräftigen Portion durch Mistbeete gewürzter Landluft durchpustet und vom abgenutzten Klischee des Hafens zwischen Chanson und Schlager bestimmt, so zeigt die neue Auswahl eine härtere Gang- und Machart. Grasshoffs spitze Feder pflügt sich durch die „Molestes des Daseins“ und hält sich dabei an die Tradition der alten und jungen Vaganten. Um der allzu glatten, nichtsagenden Umgangssprache zu entgehen, würzt er seine Reimlegierungen durch Zusätze von Rotwelsch, Jiddisch und Ausdrücken der Zigeunersprache. Am Schluß des Buches findet der von Worten wie Mesuse, Gefuhse oder Laile irritierte Leser ein ernsthaftes, aufklärendes Register. Dunklen Mystizismus gibt es bei Grasshoff nicht, und eindeutige Tatbestände erotischer Art werden ebenso elegant wie unmißverständlich umschrieben.

Eines dieser Gedichte aus der Nachtischschublade könnte allerdings von Kästner stammen, das „Abenteuer eines

Verkehrsteilnehmers“, der abends von einer Dame angesprochen wird, ist in fremder Machart gehäkelt. Im „kleinen großdeutschen Nationalfriedhof“ sind groteske Nachrufe unsanfter Art gesammelt, vom braunen Schreibtischmörder, Schindergeneral:

„Er schläft in seinem Kasten sanft und unverseht, obwohl er nach Roslawl in den Schlamm gehört“ bis zum Alterspräsidenten des Brauereiverbandes. In der ostpreußischen Ballade wird einem dümmlichen Heimatvertriebenen ein kleines Denkmal ohne Podest errichtet:

„Er hat im Kopp kein scharfes Ziel, bloß so sein Heimatlandgefühl.“ So etwas stößt einem immer wieder auf, wenn die wackeren Berufsflüchtlinge mal wieder von sich reden machen, wie unlängst die Genossen um Wenzel Jaksch und die alten Nazihäuptlinge, welche sich im sudetendeutschen Liederkränzchen fest an den Händchen halten.

Eine herbe Manövertragödie, ein politisches Erotikon oder auch erotisches Poli-

tikum – der genaue Titel lautet: Manövertragödie oder die Ballade vom friedlichen Soldatentod auf grüner Heide – schildert eine friedliche Panzerschlacht „wohl über die grüne Heid“, für Deutschlands Sicherheit“. Doch ein Muschkote wird plattgewalzt. Aber das sollte man genüßlich lesen und auf der Zunge zergehen lassen, ebenso wie das deutsche Rübenackerlied, in dem es aus der Perspektive des kleinen Mannes bitter heißt: „Wohlan, ich verdiente geschlagen, zög' ich als Zinnsoldat

den eigenen Leichenwagen für den oder jenen Staat!“ Es versteht sich wohl von selbst, daß Grasshoff-Lyrik in keiner bundesdeutschen Gazette zu lesen und erst recht von keiner Rundfunkstation zu hören ist. Und das ist gegenwärtig die beste Empfehlung für diesen vorläufig letzten bundesdeutschen Vaganten.

Fritz Grasshoff's unverblühtes Lieder- und Lasterbuch, 200 Seiten, Leinen, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Wo steckt



Löhne und Gehälter nicht schuld an Preiserhöhungen.

Gewerkschaften betrieben maßvolle Lohnpolitik.

Zu diesem Ergebnis kommen die vom Bundespräsidenten berufenen unabhängigen Sachverständigen in ihrem zweiten Jahresgutachten.

Die steigenden Preise haben eine andere Ursache:

Die Bundesregierung gab mehr Geld aus, als sie hatte.

Die Folge: Preissteigerungen auf allen Gebieten.

Die Bundesregierung kann nicht „Maßhalten“ predigen und gleichzeitig die Ausgaben des Staates im Jahr 1965 um über 10 Prozent erhöhen.

Auch die Unternehmer können nicht die Löhne und Gehälter für die Preiserhöhungen verantwortlich machen und dabei selbst – wie besonders im Jahr 1964 – übertrieben hohe Gewinne einstreichen.

Wer Preiserhöhungen verursacht, muß mit Lohn- und Gehaltsforderungen der Gewerkschaften rechnen.

DGB auf der Seite der Verbraucher

Das Wilhelminische Zeitalter ist nach jenem deutschen Kaiser genannt worden, der zwar typisch für jene Epoche war, der aber trotz unendlicher Machtfülle nicht die Größe besaß, sie wirklich zu prägen. Er umgab sich wie alle Tagesgrößen mit devoten Katzbucklern und ließ es sich gefallen, daß Denkmäler errichtet wurden, die von „allerhöchsten Böcken“ zeugten, die von Seiner Majestät geschossen wurden. Wichtiger als Urteile der Nachwelt sind Stimmen von Mitlebenden, weil sie vom Urteil der Geschichte unbeeinflusst sind. Der englische König Eduard VII., sein leibhaftiger Onkel, nannte ihn den „glänzendsten Fehlschlag in der Geschichte“.

Die Monarchie war ein ausgeprägter Klassenstaat, in dem Herkunft und nicht Leistung allein ausschlaggebend war. Es war ein Staat, der mit dem Dreiklassenwahlrecht Privilegien schützte, denn die Stimmen wurden nach der Steuer-

leistung gewogen. Neben den Fabrikbesitzern lag die wirtschaftliche Macht weitgehend in Händen der Gutsbesitzer, die als Kirchenpatrone über Pfarrer und Lehrer im Dorf standen. Sie wollten das patriarchalische Herrenrecht gegenüber den besitzlosen Massen erhalten, versuchten aber gleichzeitig durch diese Massen auf dem Umweg des Parlaments unrentable Güter durch Subventionen und durch Erhöhung der Lebensmittelzölle zu erhalten. Im Bund der Landwirte schufen sich die Gutsbesitzer und Bauern ihre Organisation, sie war der stärkste Interessenverband der Kaiserzeit. Mit Recht konnte Friedrich Ebert von „Millionen“ sprechen, die „den Junkern in den Schoß geworfen“ wurden: „Das Vaterland, die Monarchie ist in Gefahr! Das ist die alte Spitzbubentaktik, auf die sich unsere Junker immer vortrefflich verstanden.“ Vertauschen wir nur die Worte, sprechen wir von Freiheit, Unter-

nehmertum und Abendland, wenn es um ähnliche Unterstützungen geht, die heute von der Arbeitnehmerschaft durch Steuern zugunsten der Konzerne eingebracht werden müssen und wir sehen die verblüffende Parallele zwischen der Wirtschaftsstruktur des mausetoten Kaiserreiches und der quicklebendigen Bundesrepublik! Dieser soziale Aspekt ist aber nur ein Kapitel aus einem lesenswerten Taschenbuch, in dem die Weltpolitik, der Krieg, die Wirtschaft und Kultur ebenso durch Quellen aus jener Zeit behandelt werden und in dem jene stolzen Zeiten heraufbeschworen werden, in denen ein Reserveoffizier ein Halbgott war und ein Jude nie Halbgott werden konnte, selbst wenn er Rothschild hieß...

„Das Wilhelminische Deutschland, Stimmen der Zeitgenossen“, 187 Seiten, Fischer Bücherei, Band 611

Das Vertuschte in unserem Innern zur Sprache zu bringen, hat sich der in Buenos Aires lebende polnische Dichter Witold Gombrowicz zur Aufgabe gemacht. In seinem Roman „Verführung“ schildert er die Fahrt des Erzählers von Warschau auf ein Gut, mit einem merkwürdigen, schweigsamen Begleiter namens Friedrich. Beide kommen an ihr Ziel, wo sie zwei junge Menschen kennenlernen, einen unproblematischen Jungen, Karol, und das Mädchen Henia, die kurz vor ihrer Verlobung steht. Friedrich übernimmt die Rolle Mephistos und versucht, Karol für das Mädchen zu interessieren. Obwohl ihm das nicht gelingt, entsteht eine Entfremdung zwischen Henia und ihrem Verlobten, die durch äußere Umstände zur Katastrophe führt. Ein führender Mann der polnischen Widerstandsbewegung taucht auf dem Gute auf, innerlich völlig am Ende. Der Roman spielt im Jahre 1943. Dieser Fremde will Schluß

machen mit der Untergrundarbeit und soll als Träger vieler Geheimnisse beseitigt werden – ermordet.

Karol wird als Mörder bestimmt, nachdem Henia sich Eintritt in das Zimmer des Fremden verschafft haben wird. Diese raffinierte Verkettung im Bösen ist eine der hinterhältigen Ideen Friedrichs. Doch es kommt anders. Der Verlobte tötet in seiner Verzweiflung das vorher bestimmte Opfer und wird dann an dessen Stelle im Dunkeln von Karol erstochen. Die Zukunft bleibt völlig offen.

Diese Handlung wird vom Erzähler ausführlich kommentiert. Das Buch ist im Grunde mehr psychologischer Kommentar als Roman. Gombrowicz zielt hinter die Dinge und baut so ein intellektuelles Spannungsverhältnis auf zwischen äußeren und inneren Vorgängen. Seine trostlose Auffassung von der menschlichen Existenz übertrifft noch die Sartres. Doch seine Variation eines polnischen Existen-

tialismus ist keine französische Importware. Seine ebenso an Poe, den Surrealismus und an Kafka mahnende Prosa, in der der Mensch erst in der Vorstellung anderer erschaffen wird, entstand sogar Jahre bevor Sartre sich theoretisch äußerte. Erstaunlich bleibt, daß diese abseitige, stellenweise sogar abstoßende Thematik auf die junge Generation Polens einen tiefen Eindruck macht. Die Antipathie gegen jeden Fassaden-Optimismus, wie ihn der sogenannte sozialistische Realismus praktizierte, hat sich in Polen ins Gegenteil verkehrt. Bei Witold Gombrowicz, einer zweifellos faszinierenden Figur der modernen Weltliteratur, blickt uns der ewige Terror alles dessen was ist entgegen.

Witold Gombrowicz „Verführung“, Roman, Neske-Verlag, Pfullingen

...alle Scheiben im Schrank?

Es gibt seit rund drei Jahrzehnten in der Musikbranche ein Modewort, das jedem Plattenproduzenten – heute mehr denn je – wie eine Zauberformel vorzukommt: Sound. Eigentlich bedeutet dieses englische Wort nichts anderes als Klang, aber die Manager in Sachen Musik verstehen darunter die besondere Klangfärbung einer Gruppe, die ihnen Erfolg beim Publikum bringt.

Die Wege des Erfolges sind freilich sonderbar: Zwei Jahre lang erfreuten die Beatles eine kleine Gemeinde durch den Klang übersteuerter Gitarren, durch mit Quartabständen verfremdeten zweistimmigen Gesang und durch einen steif-trockenen, aber harten Twist-Rhythmus, doch die großen Erfolge für diesen Sound stellten sich erst ein, als die Beatles durch ihre unkonventionelle Haartracht die Aufmerksamkeit auf sich lenkten.

Oft aber heimst den Erfolg für einen Sound gar nicht dessen Erfinder ein, sondern sein Kopist. So entwickelte Les Baxter um 1950 eine besondere Weise, den Klang von Chorstimmen und Bläsern miteinander zu verschmelzen, fand in den Staaten dafür auch ein aufnahmeberechtigtes Publikum, den Welterfolg jedoch errang Ray Conniff mit einem Sonderfall dieses Sounds, den er als Masche schließlich tottritt.

Nun hat Les Baxter kürzlich für **Reprise** noch einmal seinen Sound in der ursprünglichen Breite auf den zwölf Stücken der LP „voices in rhythm“ (R 6036) neu eingespielt und mit Beat-Rhythmen unterlegt. Das ist sicher kein Jazz, denn ihm fehlen Ursprünglichkeit im Klang und Improvisation, aber es swingt erfreulich und besticht tatsächlich durch seinen

„Sound“: durch die vielfältige Verwendung des Chors vor allem, aber auch durch dessen geschickte Verbindung mit volltönenden Posaunen, die dem Klang ein sattes Fundament geben, und mit meist gestopften Trompeten, die in den höheren Lagen den menschlichen Stimmen einen hübschen Kontrast begeben. Eine gut anzuhörende Scheibe also, mehr allerdings auch nicht.

Wer wirklich Musik hören will, die Ansprüche stellt, der kaufe sich das Album „Charlie Parker – Historical Masterpieces“ von **MGM** (65101–65103). Allerdings darf der Käufer hier aus dem Untertitel nicht schließen, daß er einen Querschnitt durch Parkers Entwicklung erhalte: von dem jungen Musiker ohne Instrument, der 1938 auf einem Kohlen-transport von Kansas City in Chicago eintraf und alle überraschte, die ihn hörten, bis hin zu den letzten Aufnahmen vor seinem Tode 1955. Obwohl jedoch die Platten nur Stücke aus den Jahren von 1948 bis 1950 bieten und nur drei verschiedene Quintettbesetzungen aus den unzählbaren, mit denen er musizierte, enthalten sie wirklich eine Fülle von „Meisterstücken“ im wahrsten Sinne des Wortes.

Dazu half auch mit, daß Parker auf diesen Aufnahmen von lauter „Stars“ des modernen Jazz unterstützt wurde: Trompeter Miles Davis spielt zwar nur auf zwei Stücken, und zwar in so schnellem Tempo, wie es für ihn nicht gut ist, aber der frische und einfallsreich erfindende Fats Navarro (auf 6 weiteren Titeln) und

besonders Kenny Dorham mit seinen vielleicht nicht ganz so einfallsreichen, aber in sich geschlossenen und gleichbleibend guten Improvisationen und seinem vollen Ton (auf den restlichen 17) sind mehr als Ersatzleute für ihn. Auch Pianist Al Haig bringt einige herausragende Soli zum Vortrag, doch der leider nur auf 6 Stücken zu hörende Bud Powell übertrifft ihn noch weit.

Das Ereignis der drei Platten aber ist Parker selbst. Da gibt es keine Melodiephrase, die zweimal benutzt würde. Die schöpferische Kraft dieses Mannes wird besonders dem auffällig, der sich die vier Stücke genau anhört, die in zwei Fassungen vorliegen. Und in diesem Zusammenhang ein Tip für diejenigen, denen es schwerfällt, die unwahrscheinlich schnell gespielten Melodien zu durchschauen beziehungsweise zu durchhören: Spielt sie probeweise einmal mit 16 Umdrehungen ab; dann wird Euch außerdem auffallen, wie konzentriert Drummer Max Roach auf jede kleinste Pause eingeht. – Hier liegt ein Album vor, das jeder besitzen sollte, der den modernen Jazz liebt.

Freilich verlangt so anspruchsvolle Musik aufmerksame Zuhörer, und manche Liebhaber des modernen Jazz sind zu solcher Konzentration nur gelegentlich bereit. Auf diese milder eingestellten Hörer nimmt **RCA** in einer LP Rücksicht: Wie in einem städtischen Konzertprogramm Strawinsky von Haydn und Mozart eingerahmt wird, damit das Publikum auch ins Konzert komme, so

hat RCA auf dieser LP die extrem modernen Sonny Rollins & Co zwischen zwei eingängigere moderne Kombos gestellt unter dem Titel: „3 in Jazz“ (LPM-2725). Die beiden „Eingängigen“ sind das Gary Burton Quartet und das Clark Terry Quintet. Beide spielen dabei durchaus feinen modernen Jazz: Der junge Vibraphonist Burton glänzt mit virtuosen Passagen und mit kunstvollen mehrstimmigen Gebilden (besonders auf „Hello, Young Lovers“), sein Trompeter Jack Sheldon konstruiert seine Melodielinien simpler, erfreut jedoch durch seinen vollen Ton. Trompeter Clark Terry zeigt seine Stärke in der überzeugend klingenden Verbindung von Bluesgefühl mit moderner harmonischer Auffassung; noch brillanter erscheinen mir dabei die Soli seines Pianisten Hank Jones. Und das alles schwebt über einem betont motorischen, lateinamerikanisch eingefärbten Rhythmus. Bei aller kunstvollen Gestaltung bleibt die Musik dieser beiden Gruppen leicht faßlich und „melodisch“, während Tenorsaxophonist Sonny Rollins, Trompeter Don Cherry & Co ihr Publikum zwingen, leise die Melodie mitzusingen, wenn es begreifen will, was die vier gerade spielen. Und das ist um so schwerer, weil sie sich einige einfallsreich improvisierte Späße erlauben.

Aber – wie gesagt – darum hat sie der Plattenproduzent wohl auch zwischen mildereren modernen Jazz gesetzt. Hoffen wir, daß sich die Scheibe gut verkauft und sich vielleicht auf diese Weise ein genügend großes Publikum auch für anspruchsvolleren Jazz findet!

Euer Meggs

Ein mattes Programm in Oberhausen

Die Westdeutschen Kurzfilmtage in Oberhausen fanden in diesem Jahr zum zwölften Male statt. Der „Weg zum Nachbarn“ ist vertraut geworden wie der Schulweg. Die Gäste dieser internationalen Begegnung kennen sich inzwischen wie Schüler, die jahrelang gemeinsam auf der Schulbank gesessen haben. Auch die einem Schulbetrieb eigenen Gesellschaftsformen sind zu beobachten: da ist der Rädelsführer der Klasse, dessen großem Wort seine Bewunderer lauschen; da ist der Primus, nicht sehr beliebt, von dem man aber mit Sicherheit eine fleißige kenntnisreiche Arbeit erwarten darf; da ist der Witzbold, dem nichts heilig ist und dessen Witze so mancher in anderer Runde als seine eigenen ausgibt; und da ist auch der Tölpel, der nichts versteht, nichts zu sagen weiß, dafür sehr gutmütig ist und aus diesem Grund geschätzt wird; kurz: der übliche menschliche Zoo, farbig, exotisch, oft amüsant.

Um es gleich zu sagen: 90 v.H. der gezeigten Kurzfilme haben mich gelangweilt. Aber offenbar gab es nicht viele Besucher, denen es so erging wie mir, denn selbst nach den stumpfsinnigsten

Filmen wurde applaudiert. Und als der Botschafter François Seydoux de Clausonne mit bemühtem Charme seinen greisen General de Gaulle nachahmte und fade Komplimente ins Mikrophon quakte, erhoben sich geradezu rauschender Beifall und brausendes Gelächter. Ich sah, wie sich ein Journalist vor Begeisterung auf die prallen Schenkel schlug.

Über die deutschen Filme nur das: sie waren, ob aus der DDR oder der Bundesrepublik, schlecht. Polen hatte ebenfalls nichts mehr zu bieten. Jugoslawien zeigte einige Blut- und Boden-Filme und zwei Filme, in denen mehr oder weniger geschmackvoll erschossen wurde. England, das in den vorigen Jahren immer eine Freude bot, ließ mich ausgiebig gähnen. Und selbst Frankreich, das sonst so zuverlässig Qualität schickte, enttäuschte.

Nur ein Land zeigte eine gute Film-Auswahl – die Tschechoslowakei. Sie bekam dafür den Preis für das beste Länderprogramm. „Romanze“ von Jaromil Jires wurde mit dem Hauptpreis für den besten Kurzspielfilm ausgezeichnet. (5000 DM). Hier wird die flüchtige, gleichwohl

intensive Liebelei zwischen einer jungen Zigeunerin und einem Installateur faszinierend dargestellt. Selten habe ich einen derart ungekünstelten Filmdialog gehört, selten so gut gefilmtes Milieu gesehen. Ein wirkliches Kunstwerk, das man kaum je vergessen wird.

Auch der Preis für den besten Trickfilm reiste in die CSSR. Jiri Trnka erhielt ihn für seinen Puppenfilm „Die Hand“, leider ein Plagiat des Films „A“ von Jan Lenica.

Den Dokumentarfilmpreis hätte die Jury, die übrigens unter dem Vorsitz von Erwin Leiser („Mein Kampf“) agierte, dem ebenfalls tschechoslowakischen Film „Der größte Wunsch“ geben müssen, doch das tat sie nicht, sie entschied sich für den französischen Film „Le Mystere Koumiko“ von Chris Marker. Na gut. Ich schätze Chris Marker, bin mal eine Woche mit ihm zusammen gewesen, eine Woche, in der er mindestens 300 Katzen zeichnete. Auch in seinem preisgekrönten Film tauchen Katzen auf. Marker macht sich um die Katzen in aller Welt verdient.

Zwei weitere Filme sollen hier erwähnt werden: „Zwei“ von Mikhail Bogin

(UdSSR) und „Time Piece“ von Jim Henson (USA), beide bekamen einen Preis von je 1000 DM, verdientermaßen, denn beide sind sehr gut. Vor allem „Zwei“ hat mir gefallen, er zeigt die Liebe zwischen einer taubstummen Artistin und einem Musikstudenten; ein leiser, sympathischer Film.

Dies ist, wie könnte es anders sein, ein subjektiver Bericht. In der Kunst – und Kurzfilme sind manchmal Kunst – gibt es keine Objektivität. Der Rädelsführer der Klasse, der Primus und der Witzbold mögen anders urteilen, jedoch in einem Punkt, so glaube ich, werden wir uns einig sein: Die verschiedenen Filmvorführungen wurden in diesem Jahr zu sehr ungünstigen Tageszeiten angesetzt. Oft zog sich das Programm bis weit nach Mitternacht hin.

Bleibt noch zu berichten, daß die Bundesregierung auch in diesem Jahr den Oberhausener Veranstaltern keine finanzielle Hilfe zuteil werden ließ. Im vorigen Jahr verstand ich das nicht, in diesem schon, denn Starfighter sind ganz verdammt teuer.

Philipp Wiebe

Er hatte die verblichene Form eines Sternra

Erzählung von Hans Pille

Im Augenblick, da der Zug hielt, die ausgeleierten Wagen mit den Kreideaufschriften vor einer gesprengten Brücke zum Stehen kamen, nahm Salmon Aster sein Wachstuchbündel und ging durch den Gang zur Tür. Vorbei an den Augen mit dem Grauen der vergangenen Jahre darin; Augen in großen Köpfen, an denen die dünnen, eckigen Körper hingen, wie kleine Kinder sie malen. Allen hatte man dunkle Zivilanzüge angezogen, in denen sie ihm wie von der Galeere entlassene Sträflinge erschienen.

Er fühlte sich, obwohl er es vor sich abstritt, unbehaglich zwischen diesen Leuten, die seine „Brüder und Schwestern“ waren. Sie warfen ihm nicht vor, daß er nicht gelitten hatte wie sie, aber keine laute Anklage traf genauer das Zentrum, in dem Schuldbewußtsein und Scham miteinander kauern, als ihre Stummheit. Würden sie nicht, wenn er das „Gene-sungslager“ mit ihnen teilte, ihr Grauen auf ihn abladen, ihre zerfetzte Menschlichkeit mit seiner Unversehrtheit heilen, bis er verloren war?

Nicht deswegen steige ich aus, verteidigte er sich. Hier ist doch meine Stadt, in der ich 35 Jahre gewohnt habe. Von hier aus noch eine halbe Stunde – dann bin ich bei Nora.

Er drückte die Klinke nieder und öffnete die Tür. Drei Stufen. Schotter. Eine hohe Böschung. Unten führte ein Weg entlang. Dahinter schimmerte Birkengebüsch, ein Tannengehölz versprach ihm Sicherheit. Die Felder lagen noch brach, und von der Straße her dröhnte es. Er machte die Tür zu und stieg langsam die Böschung hinab.

„Wo wollen Sie hin? Sie dürfen hier nicht aussteigen!“ Das rief von vorn auf ihn zu – wahrscheinlich ein Bahnbeamter. Er ging schneller, sprang über einen Graben und tauchte ins Gebüsch ein.

Noch immer saß einem die Angst im Nacken, obgleich das alles vorbei war. Angeblich vorbei; wer wußte das genau! Es konnte eine Illusion sein, eine Teufelei wie die von Katzen geübte, die einer Maus eine Sekunde lang den Wahn der Freiheit lassen. Als von den Bahngleisen her ein Pfiff ertönte, duckte er sich und horchte. Damals waren es auch Pfiffe gewesen, die kalt unter die Kleider fuhren, und Schüsse vom Bahndamm herunter, aber die Flucht war gelungen ... Knospen an den Zweigen, bräunlich vermodertes Laub, ein Trinkbecher aus Pappe. In der Zeitspanne zwischen Pfiff und Weiter-rucken des Zuges dachte er: Vielleicht hat jener Wächter daraus getrunken, der seine Maschinenpistole in den Wald abfeuerte. Vielleicht ist er tot oder er lebt und sagt, er habe den Juden nie etwas zuleide getan.

Der Zug fuhr an, rumpelte langsam weiter und erreichte die Behelfsbrücke. Salmon Aster sah nur die Dächer der Wagen, wie wenn der Zug mit seiner leichten Fracht unter den Wolken dahinfuhr.

Das Dröhnen auf der Straße – eine Militärkolonne, sagte er sich, schwere Lastwagen. In den Jahren des Verstecks hatte er gelernt, alle Geräusche richtig zu orten. Er kehrte zum Weg zurück. Es war gegen vier Uhr nachmittags, kühl, und ihn fror in seinem Mantel.

Er strebte zur Straße hinauf, um die Stadt zu sehen. Der Turm von St. Nicolai war von Granaten zerrissen worden, die Häuser des Stadtrandes hingegen schienen glimpflicher davongekommen zu sein. Im Hof des Ausflugslokals „Schluder“ rastete am Ende einer tief eingequetschten Spur ein amerikanischer Panzer. In der Kegelbahn stemmte ein Soldat eine eiserne Hantel. Aster sah, daß sein Gesicht rot anlief. Die Männer lachten,

schwatzten, dann krachte die Hantel zu Boden, und ein anderer bückte sich nach ihr.

Vor dem Straßenbahnkreuz ging er den Valentinsdamm hinunter dem Fluß zu, weg von der zerhackten inneren Stadt. Das Wasser war alt geworden, es hatte einen grauen Schimmer. Alt – das gibt es doch nicht!, dachte er. Der Krieg schwimmt auf ihm mit, der aufgelöste, zerpulverte Krieg. Seitdem ist nichts und niemand mehr so sauber wie vorher.

Die Villen am Hang: manche halb zerstört, viertel zerschossen, ausgeräuchert. In den heilgebliebenen hatten sich Kommandostellen und Stäbe eingerichtet oder es wohnten ganz privat Offiziere darin. Telefone klingelten, Schreibmaschinen knatterten Buchstaben aufs Papier, Musik schwoll an – Jazz, ein stampfender Marsch – und ebbte ab; Gelächter in den Lautlücken. Auf der Terrasse von Dr. Rostmark, dem Anwalt, der eine höhere Charge bei der Partei

eine Freiheit von der Uniform ließen sich schnell zurückerinnern, und des Alten Augen blickten gewiß nicht mehr so scharf, daß sie den entscheidenden Fleck an ihm bemerkten.

„Sie wollten mich nicht haben.“

Ein Kopfnicken. „Aha!“ Der Blick strich aufmerksamer über ihn hin.

„War interniert.“ – „Ach so, Ausländer!“

„Ja ... Eigentlich –“, nein, er sagte es nicht.

„Jaja, wir Deutschen!“ seufzte der Alte.

„Wir sind die Stehaufmännchen der Geschichte, sage ich immer. Aber diesmal haben sie uns wohl das Blei unter den Füßen weggeschossen.“

Hinter dem Fluß zog es dunkel heran. Aster nickte dem Alten zu – der bemerkte es nicht – und ging die Stufen hinauf. Die Pforte war nicht verschlossen. Der Park sah noch verkommen aus als damals: Unkraut, vom Winde hingeschleuderte morsche Äste, wuchernde Sträucher. Dem Gipsengel im Rondell hatte jemand

Wolken. Vielleicht war er der Sergeant Magpie.

Magpie ging in sein Zimmer zurück. Aster hörte wieder das Klicken. Er konnte sich an keinen Augenblick gleicher Lautlosigkeit in dieser Stadt erinnern.

Die Glastür war nur angelehnt. Die bekommen den Schwestern – Luzia und Thekla, einer älteste – spielten, wie seit vielen Jahren nachmittags, Billard. Sie kamen ihm zusehender erst fremd vor. Vier Jahre – oder war er länger her, daß die Häsher ihn abgehandelt hatten? Thekla spielte, und Luzia stützte das Kinn auf das untere Ende des Queues.

Aber warum blickten sie nicht auf? beklemmte verdunkelte ihnen doch das Billardtuch. Er klopfte, drückte die Tür auf und trat ein. Auch jetzt lösten sich ihre Blicke nicht vom grünen Tisch, von den hin und her rollenden, aufeinanderprallenden Kugeln. Aster setzte sich auf einen Stuhl. Ich wüßte nichts überhastet, sagte er sich.

Thekla machte das Spiel. Finger, Gelenke und Hals glitzerten; sie trug alles



gehabt hatte, stand eine Amerikanerin, groß, vollbusig, haferblond. Orden glänzten auf der Bluse. Sie rauchte und sah in Germany ganz zufrieden aus.

Auf der Bank, auf der er bisweilen mit Nora in der Dunkelheit gegessen hatte, ruhte ein alter Mann aus. Er hatte einen schwarzen Hut auf, einen großen, die Augen verdeckenden Hut, und seine mageren Hände lagen auf dem Stockknopf, mehr sah Aster nicht von ihm. Er sagte wie für sich: „Nun ist der Krieg ausgebrannt. Ich hab' gesagt, wenn die Stadt bis Ostern nicht frei ist, kann unser Herrgott nicht auferstehen.“

O Herr, morgen ist ja Ostern! dachte Salmon Aster. Ich habe ein Brot und eine Wurst und 'n bißchen Zucker für Nora ... ein Osterlamm – nein, das habe ich nicht. Er fühlte, daß der Alte ihn ansah.

„Sind Sie jetzt – zurückgekommen?“

„Ja“, sagte er. – „Soldat?“ – „Nein.“

Sie schwiegen. Nein – das konnte nicht als Antwort bestehen. Die Gründe für

einen alten Hut aufgesetzt und ein Schild um den Hals gehängt:

„Angel, we have no clothes for you, sorry; only this 'Melone'. Sgt. Magpie.“

Der gelbe Verputz war weiter abgefallen, das blatternarbige Haus hatte kleine, ausgefranzte Wunden von Einschüssen. Im Zimmer hinter dem Dachgarten war Musik, die etwas ekstatisch klang. Die kehlige Stimme einer Frau sang dazu: „Alleluia ... alleluia ... alleluia!“

Ein Grammophon, dachte er. Musik und Gesang hörten auf, und in der Stille vernahm er aus dem Wintergarten das Klicken der Billardkugeln. Aus dem darüberliegenden Zimmer trat ein Soldat auf den Dachgarten hinaus. Das schwarze Gesicht grinste. „Hallo!“ sagte er überrascht. Seine Augen blieben auf Asters Jacke hängen, und das Grinsen erlosch allmählich. Der Neger war nicht groß, eher klein und korpulent, von unten gesehen erschien sein Gesicht dunkler als die

Schmuck, den sie hatte. Nein, der Solitär fehlte. Sie hatte das graue Leinenkleid an, das sie in eine strenge Oberin von Krankenschwestern verkleidet. Das lange Gesicht, die scharfrückige Nase, die zur Oberlippe hinabstach, die Vogelaugen – allmählich wurde sie ihm wieder vertraut. Er entdeckte auch noch eine gewisse theatralische Elastizität in ihren Bewegungen, das unberechenbare Vorschnellen, aber das gelbgraue Haar hing strähnig. Wie alt mochte sie sein – 53? 54?

Luzia erschien neben ihr breit und klein. Über dem fast männlichen Mund stand eine plumpe Nase. Sie hatte das schwarze, bis zur Mitte des Kopfes gescheitelte Haar ganz zu den Augen hinabgezogen; eine subalterne Person, der ältesten Schwester unbedingt ergeben und nach unten hin despotisch. Thekla besaß ein erhebliches Maß an Klugheit, Luzia war weniger intelligent, aber arglistig und heuchlerisch – immer hatte sie Nora unterdrückt.

rauf der Brust

er überlegte, ob sie ihn wirklich nicht
ergehen oder sich nur verstellten; beides
rschien ihm möglich. Sie waren jeder-
k. Astet fähig, Theater zu machen, und eben-
te sie begabt, entrückt zu sein. Sie schienen
utlebens der Zeit zu leben. Wenn eine ihr
Spiel gemacht hatte, trat sie an eine hohe
ie bekomme und nahm einen Schluck aus
kla, einer Flasche.

Jahrester erhob sich, ging durch die große
m zchiebetür mit den Glasscheiben, den
war erblaßten Gardinen, und stand im Halb-
gehämmer des Wohn-Speisezimmers. Es
stützwar leer. Immer waren alle Zimmer, mo-
ueuen sie auch mit Möbeln vollgestellt sein,
uf? beklemmend leer gewesen. Er öffnete
uch, andere Türen, hastiger und wirrer we-
at eidend, ging auch nach oben und hörte,
nicht daß der Sergeant Magpie vor sich hin-
d hesang. Unvermittelt stand Magpie in der
ugel Tür, in Hose und Unterhemd, das Ge-
ch wsiicht eingeseift.

Aster fragte stockend: „Verzeihen Sie,
len, wo ist Frau Nora?“ Er besann sich und
allesagte: „You me can tell where is Mrs.
Nora?“

Magpie schüttelte den Kopf. „Here is'nt
a Mrs. Nora; only Miss Lucy and Thekla.“
„Not here...? Thank you.“

Magpie trat ins Zimmer zurück und drehte
den Schlüssel um. Aster starrte auf die
Tür zu. „Nora!“ rief er unterdrückt.

Als er wieder nach unten ging, hatte er
nicht das geringste Zeichen gefunden,
daß es sie noch gab.

... Es ist eine Kleinigkeit für den Krieg,
für eine Zeit wie diese Zeit, einen Men-
schen einfach wegzunehmen, auszustrei-
chen...

Die Schwestern hatten ihre Billardpartie
beendet. Als er eintrat, hörte er verdutzt,
daß sie sich über ihre Männer unterhiel-
ten; dann fiel ihm ein: Sie spielten, wie
früher, „verheiratet“. Sie beharrten seit
Jahren in ihrer possenhaften Phantasie.
Thekla sagte: „Bonifaz ist ein Ästhet;
sonst hätte er mich nicht geheiratet.“

Luzia kicherte. Sie hob die lange Glas-
perlenkette an und ließ sie auf ihren
Busen zurückfallen.

„Mein Lothar ist ja – ich möchte sagen:
derber.“

Thekla wollte etwas erwidern, starrte aber
Salmon Aster an und sagte ungeduldig:
„Sie können hier kein Quartier machen!
Wir sind schutzlose Jungfrauen, und es
ist schon ein Amerikaner oben, ein Neger,
der den ganzen Tag „Alleluja“ singt.“ Sie
sprach das „Alleluja“ verächtlich aus.

Luzia nickte. „Ja, ein Neger. Alleluja
singt er. Hören Sie?“

Oben wurde gesteppt oder getanzt, dann
sang eine Baßstimme irgend etwas in den
Park hinaus und hörte wieder auf.

Die Schwestern warteten. Thekla streckte
den Kopf vor. Der Blick ihrer Vogelaugen
huschte über sein Gesicht. Luzia betrach-
tete ihn unter den schweren, halbge-
schlossenen Lidern hervor.

„Wo ist Nora?“

Sie zuckten zusammen. Sahen sich an.

„Nora!“ sagte Thekla undeutlich, und
Luzia wiederholte, noch leiser: „Nora!“

Plötzlich ergriff sie ein Queue und zeigte
auf Asters Jacke, auf einen Fleck, der
dunkler war als der verblichene Stoff und
die Form eines Sternes hatte. Darauf
starrten sie Aster an und riefen unter-
drückt aus: „Du bist Salmon Aster!...
Salmon Aster!“

„Ja.“

Luzia schüttelte den Kopf. „Du lebst? Wo
kommst du her?“

Und Thekla sagte streng: „Wie ist das
möglich? Du müßtest doch –“

„Ich müßte tot sein, ja. Wo ist Nora?“

Sie antworteten nicht. Kamen näher, ganz
nahe, daß er ihren Alkoholatem roch, und
indes Thekla sich zu dem dunklen Stern



niederbeugte, bestaunte Luzia mit einer
plumpen Neugierde sein Gesicht.

Thekla richtete sich auf, trat, von Luzia
gefolgt, hinter den Billardtisch zurück und
stützte die Ellenbogen auf das grüne
Tuch, das Kinn auf die übereinander-
gelegten Hände, so sprach sie unüber-
hörbar spöttisch zu ihm hinüber.

„Salmon Aster lebt noch! Salmon Aster,
der unsere Schwester...“

„Sie war meine Frau!“

Er fürchtete plötzlich, eine Ähnlichkeit
mit Nora in ihren Gesichtern zu erkennen,
die wie ihre Worte das Unglück verbar-
gen, das er erahnte. Er war müde, und er
ekelte sich, aber ohne alles zu wissen
würde er nicht weiterleben können.

„Was ist mit Nora geschehen?“ fragte er
leise. „Sagt es mir, ich bitte euch!“

Als sie schwiegen, Luzia nach der Flasche
griff und Thekla so tat, als wolle sie eine
neue Billardpartie vorbereiten, schrie er:
„Ich will sofort wissen, was ihr mit Nora
gemacht habt!“ Sie waren über sein dro-

hendes Gesicht bestürzt, faßten sich aber
schnell wieder.

„Wie du willst, Salmon Aster!“ sagte
Thekla. „Nora ist bei der Geburt des Kin-
des gestorben – deines Kindes! Es war
ein Knabe. Sie wünschte, daß er Salmon
heißen sollte, aber das konnten wir nicht
zugeben. Er ist in ein Heim gebracht
worden.“

„Nora – ist also tot! Sie hat ein Kind gebo-
ren, einen Knaben! In welchem Heim ist
er, schnell, sagt es mir!“

„Wohin er gekommen ist – weiß ich nicht.
Wir waren froh, daß man ihn weg-
brachte.“

„O ja!“ sagte Luzia. „Es war ein gefähr-
liches Kind.“

Draußen fielen die ersten Regentropfen,
und Glockengeläut war in der Luft. Einen
Augenblick wollte Aster die Schwestern
anflehen, ihm Anhaltspunkte zu nennen,
wollte ihnen vorhalten, an Ostern zu den-
ken, aber er wußte zu gut, daß es ihnen
nicht viel bedeutete, viel weniger jeden-

falls als Billardspiel, Patience legen, Ge-
spräche über ihre imaginären Ehemänner
und Schnaps trinken.

„Ihr habt Nora einfach sterben lassen!“
sagte er bitter.

„Sie wollte sterben, und sie mußte ster-
ben. Überleg doch: damals!“

„Damals!“ flüsterte Luzia.

Salmon Aster ging in den Regen hinaus,
in den asphaltgrau dämmernden Park,
vorbei an dem Schild: „Angel, we have
no clothes for you, sorry...“

Er hatte ein Kind, einen Sohn, und er hatte
nichts davon gewußt. Aber er wollte ihn
suchen bis ans Ende der Welt.

Illustrationen: Joachim Braatz



Hamburger Künstler zu Gast bei der Arbeiter- wohlfahrt



Eva Hasperg: „Hamburger Hafen“

Deutschland besitzt nicht nur eine Stadt, die das Kunstleben – so wie in manchen anderen Staaten, etwa in Frankreich – bestimmt. Infolge unserer geschichtlichen Vergangenheit haben sich viele Kunstzentren gebildet und zum Teil eigene Züge geprägt.

Nicht alle strahlen freilich weit aus. Und so kommt es nicht selten vor, daß man z. B. in München nicht weiß, was auf künstlerischem Gebiet in Norddeutschland passiert, und die westdeutsche Bevölkerung keine Ahnung hat, wie man an der Donau malt, zeichnet, modelliert.

Trotz der modernen Kommunikationsmittel treten jeweils nur wenige Namen ins Scheinwerferlicht, Hunderte bleiben allein der engeren Heimat bekannt. Ganz zu schweigen von den zeitgenössischen Künstlern jener Orte, die als Kulturstätten einst einen hervorragenden Klang hatten: Weimar, Dresden, Leipzig, Breslau, Königsberg.

Es ist das Verdienst der Arbeiterwohlfahrt, in ihrem „Kleinen Kunstkalender“ neben Berühmtheiten stets auch unbekannte Maler und Graphiker vorzustellen. Dabei kam die künstlerische Redakteurin Gertrud Sentke auf die gute Idee, einmal die Künstler einer einzigen Stadt zu versammeln („aufwärts“ brachte vor zwei Jahren einen Aufsatz über die Berliner Auswahl), im darauffolgenden Jahr Künstler aus der gesamten Bundesrepublik Deutschland zu Wort kommen zu lassen.

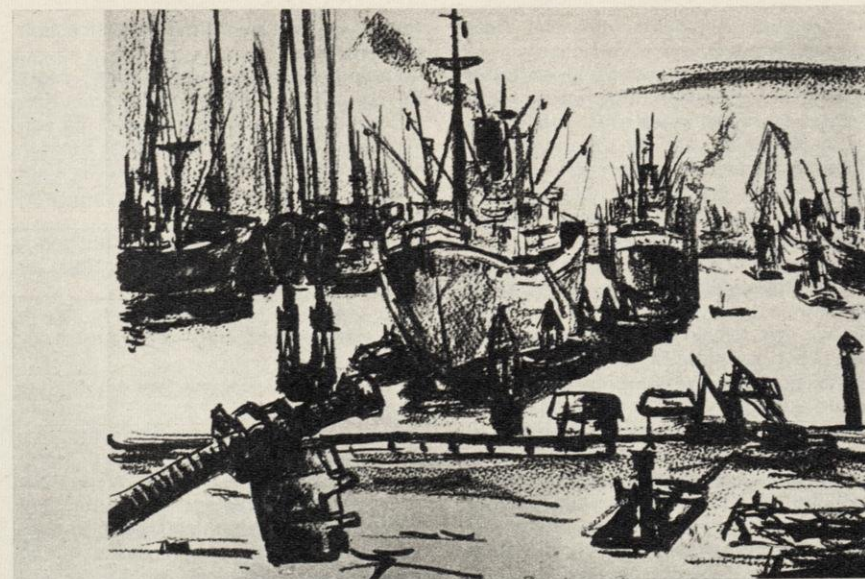
Der Kleine Kunstkalender der Arbeiterwohlfahrt reproduzierte und kommentierte 1966 z. B. farbige Gemälde und Schwarz-Weiß-Blätter von Wilhelm Imkamp aus Stuttgart, Georg Heck aus Frankfurt, Johannes Kohler aus München, Otto Pankok vom Niederrhein, Ilsetraut Glock aus Bonn, Erich Martin aus Offenbach.

Im nächsten Jahr sind ausschließlich Hamburger Künstler dran. Bis zum Erscheinen des neuen Kalenders ist natürlich noch Zeit. Aber schon jetzt begann die Arbeiterwohlfahrt (Verantwortlich: Lotte Lemke – Künstlerische Bearbeitung und Interpretationen: Gertrud Sentke) mit der Planung, lud Hamburger Künstler ein, ihre Werke einzuschicken und stellte sie der Öffentlichkeit in einer umfassenden Ausstellung im Bonner Heim der Arbeiterwohlfahrt, Ollenhauerstraße 3, vor.



Heinz Janßen: „Engel und Trommler“

Tom Hops: „Hafenbecken“



Die Veranstaltung hatte Niveau; der Arbeiterwohlfahrt-Kalender umfaßt zahlreiche Farbtafeln, man kann also großzügig disponieren. Auf welches der 20 Werke die Wahl fällt, steht heute natürlich noch nicht fest. Wir lassen uns überlassen. Jedenfalls kann man ein charakteristisches Bild der Hamburger Kunst mit dem vorhandenen Material gestalten. Das heißt nun nicht, daß auf jeder Kalenderseite eine Ansicht Hamburgs erscheinen muß. Auch italienische oder spanische Landschaften üben eine Anziehungskraft auf den Hamburger aus, werden von seiner Perspektive aus betrachtet und von seinen Händen zu Papier gebracht. Viele Künstler, die aus der norddeutschen Hafenstadt kommen und aufs weite Meer schauen, suchen jene Orte, die sich im Wasser spiegeln und deren Umrisse in der feuchten Luft verschwimmen oder Anlaß geben zu zarten, duftigen Kompositionen. Das läßt sich in der Sammlung der Arbeiterwohlfahrt recht treffend feststellen.

Dabei sind freilich etliche berühmte Hamburger Künstler hier nicht vertreten. Karl Heinz Hansen-Bahia (1915 in Hamburg geboren), der viele Jahre in Brasilien und Argentinien tätig war und heute in Addis Abeba lehrt, schickte kein Werk ein, ebenso nicht der wohl bekannteste lebende Satiriker der Radiornadel und des Lithostiftes A. Paul Weber. Von den Jüngeren, den Abstrakten, fehlen z. B. Jens Cords (1932) und Wolf Buchholz (1935), während von Ivo Hauptmann (1886), dem Sohn des Dichters Gerhart Hauptmanns, und von Professor Karl Kluth (1898) je eine Farbproduktion für den Kalender zur Verfügung gestellt wird; man hätte von ihnen gerne mehr, und zwar Originale gesehen. Versteht sich, daß man von den Hunderten von in Hamburg geborenen bzw. heute dort lebenden Künstlern nur eine kleine Auswahl treffen konnte, man beschränkte sich auf nahezu 30.

Seit 1938 lebt der einstige Volksschullehrer als Autodidakt und nunmehr international anerkannter Maler Eduard Bargheer (1901) in Forio d'Ischia in Italien, und dort entstehen seine farblich feinen Bilder und seine bewegten Zeichnungen und Lithos. Oft kehrt er im Winter in seine alte Heimatstadt zurück, um dann, vollgezogen von der Hamburger Luft, wieder in den Süden zu ziehen.

Den 1923 in Hamburg geborenen Hanno Edelman reizen nicht nur malerische



Hanno Edelman: „Freundinnen“

Winkel der Niederlande, er liebt den Luganer See, die Dünen, die Inselküste und den Hafen seiner Heimat genauso innig. Vom zarten Liniengespinnst seiner Landschaftsbilder gelangt er zu sensiblen figuralen Zeichnungen. Und dann die herrlichen, flüssigen Federtuschzeichnungen seines Lehrers Willem Grimm, der zwar in Darmstadt geboren (1904), aber schon seit vielen Jahren Professor an der Staatlichen Hochschule für bildende Künste zu Hamburg ist. Seine Marschlandschaften im Stil, der an Rembrandt erinnert, verraten den Blick auf weite Horizonte. Immer wieder also: ebenes Land, Meer, Luft und die Sehnsucht nach der Ferne. Wie anders sehen etwa der Österreicher Oskar Kokoschka und der Berliner Karl Schmidt-Rottluff, die beiden Altmeister, und gestalten völlig verschieden nach Palette, Komposition und Führung des Pinsels. Tom Hops, der 60jährige, ist speziell dem Hamburger Hafen und der Architekturlandschaft verbunden, und auch er hat manche Schüler geformt, so den bereits 1935 zugewanderten Dieter Kressel.

Luft, Wasser, impressionistisches Sehen vermittelt Eva Hasperg (1912). Sie gehörte bisher zu den weniger Bekannten wie Volker Detlef Heydorn (1920), dessen Radierungen kubisch gebaut sind, oder Rolf Zander (1934), der Jüngste im Kreis der Arbeiterwohlfahrt, der die Poetik in Stilleben und Ausblicken aus Großstadthäusern entdeckt hat. Seine Tempera-

bilder stehen am weitesten abseits von der duftig-zarten Hamburger Schule, wenn wir von den abstrakten Experimenten, den wenig gestalteten Siebdrucken des Professor Klaus Bendixen (geb. 1924 in Hannover) und den eigenwilligen Menschendarstellungen der Marianne Weingärtner (1917), die aus dem fernen Rumänien nach Hamburg kam, absehen. Aus dem Nachlaß Heinz Janßen (1913–1960) wählte Frau Sentke köstliche Aquarelle aus, in tiefen Klängen gemalt und an naive Bauernmalerei erinnernd.

Ein Bericht über die Hamburger Kunst wäre nicht vollständig, ließen wir die segensreiche Tätigkeit der Griffelkunst Hamburg-Langenhorn außer acht, jene von Johannes Böse vor mehr als 40 Jahren gegründete Vereinigung, deren Mitglieder für einen geringen Beitrag regelmäßig Original-Graphiken erhalten. Viele Künstler, die für die Griffelkunst-Vereinigung arbeiten, folgten auch dem Ruf der Arbeiterwohlfahrt; wir nennen Bargheer, Edelman, Ursula Querner und Marianne Weingärtner, Reinhard Brenkmann, Ursula Querner und Marianne Weingärtner, Reinhard Drenkhahn (1926–1959 durch die Nachlaßverwaltung), Ivo Hauptmann und Karl Kluth, Volker Detlef Heydorn, Rolf Zander, Claus Wallner, Bendixen, Kressel.

Günther Ott

Die Hand verdorrte nicht

Amerikas Verteidigungsminister will deutsche Soldaten für den Krieg in Vietnam

Ein geschlagenes Volk – moralisch und militärisch. Unter welchen Aspekten man es betrachten mag, man sieht ein geschlagenes Volk, hungernd, frierend, seine Toten beklagend, seine Armut beweinend und sein Gewissen, sofern ein Volk ein Gewissen haben kann, erstorben unter einer Schuld, die von sich zu weisen es zu unreif, zu durchschnittlich gewesen war und die es daher auf sich nehmen mußte und doch nur tragen konnte, wenn sein Gewissen starb. Wahrlich, ein geschlagenes Volk.

Bedenkt man, wie gebeugt es war unter der Last seiner Schuld und seiner Not, so ist leicht zu sehen, wie groß seine Sieger erscheinen mußten. Und die Sieger saßen nach der Schlacht über den Besiegten zu Gericht, und die ganze Welt der Gerechten sah sehr befriedigt zu, wie die Ungerechten, die geschlagen waren, ihre Strafe erhielten. Und alle Welt verstand es gut, daß die Sieger den Besiegten erklärten, sie sollten nicht nur hier und jetzt, sondern für alle Zeiten Besiegte sein. Und da sie, wie ihre Geschichte beweise, die Waffen über alles liebten und gar zu leicht bereit seien, sie gegen ihre friedlichen Nachbarn zu erheben, und da sie stets Gewehr bei Fuß gestanden hätten und mit den Säbeln rasselten, so sollten sie nie wieder Waffen tragen und Säbel und Gewehre nie wieder in die Hände nehmen dürfen, damit die friedliebenden Völker sich niemals wieder würden fürchten müssen vor diesem Volk, das da voll Schuld und Not am Boden lag. Und auch die Kinder dieses Volkes sollten niemals wieder Spielzeug haben, das kriegerischen Waffen nachgebildet war, denn ferne sei diesem Volke jetzt und für alle Zeit der Gedanke an Krieg und Vernichtung. Alle Welt hörte es und verstand es sehr wohl. Und auch die Besiegten fanden, daß das recht gesprochen war, denn im Angesicht ihrer entsetzlichen Not hatten sie längst gelobt, nie wieder sich in Kriege einzulassen, nie wieder zu vernichten, zu morden und zu raufen und sich geschworen, jetzt und für alle Zeit nur aufzubauen und dem Frieden und Fortschritt der Menschen zu dienen. „Ja“, sagten sie daher zu ihren Siegern, „so ist es recht. Nie wieder Krieg, nie wieder Waffen, und unsere Hand möge verdorren, wenn sie je wieder ein Gewehr ergreifen sollte.“

Doch es währte nicht lange, da erkannten die Sieger, daß sie nicht in allem so einig waren wie darin, den Feind zu schlagen, der jeden von ihnen bedroht hatte. Und sie trennten sich voneinander, und jeder von ihnen suchte neue Freunde, und als sie sich nach ihnen umsahen, erblickten sie den Besiegten, wie er fleißig und unermüdlich damit beschäftigt war, wieder aufzubauen, was ihm der Krieg zerstört hatte und der überdies noch schwerer trug an seiner großen Schuld. Und einige der nun uneinigten Sieger betrachteten mit Erstaunen seine Leistung und sprachen: „Wie tüchtig er ist. Wir können ihn brauchen.“ Und sie sagten ihm, daß er doch nur dank ihrer Großmut habe so schön und schnell wiederaufbauen können. Und so schulde er ihnen Hilfe für den Fall, daß

die Sieger die Sieger angreifen würden, denn das sei leider nicht ganz ausgeschlossen, und außerdem sei der Besiegte durch die friedliebenden Sieger selbst bedroht. Und ein friedliebender Besiegter müsse daher wohl Soldaten haben, und die wiederum brauchten Waffen – natürlich keine Waffen für den Krieg, sondern für den Frieden und allenfalls für den Verteidigungsfall, was ja durchaus etwas anderes sei als ein Kriegsfall. Und das verstünde er doch sicher.

Der Besiegte verstand es nicht, aber er verstand, daß nicht mehr galt, was ihm noch kurz zuvor auferlegt worden war für immer.

Und er erkannte schlaue die Möglichkeit, eines Tages wieder im Konzert der Völker auf die Pauke zu hauen. Mit dem gesunden Instinkt des durchschnittlichen Besiegten vergaß er rasch, was er doch eben gelobt und geschworen hatte. Und als er wieder ein Gewehr in die Hand nahm, verdorrte sie ihm keineswegs, was übrigens auch niemand ernstlich erwartete. So hatte also der Besiegte im Verein mit einigen seiner Sieger bald wieder Heer und Waffen für den Frieden, dem alles dient, sogar der Krieg; und als sie Heer und Waffen hatten, erschien ihnen die Lage bedeutend ernster als vorher. Und Sieger und Besiegte sprachen zueinander: „Zwar wird es einen Kriegsfall niemals geben, weshalb wir auch keine Soldaten brauchen. Es droht aber ein Verteidigungsfall, weshalb wir sie eben doch haben müssen. Und nicht nur sie. Für den Krieg, der nicht sein wird, brauchen wir Bunker und Verdunkelung und Vorräte in jedem Hause, damit das Volk nicht etwa vorzeitig und unkontrolliert verhungert. Und die Verteidigung müssen wir üben. Jedem Haus seine Atombombe (theoretisch natürlich) und jedem Block seinen Luftschutzwart (praktisch selbstredend). Und es muß gesetzlich klar gestellt werden, daß eines Mannes Auto keines Mannes Auto mehr ist, wenn wir uns verteidigen müssen; denn der Staat muß nehmen, was er braucht.“ Das hat mit der Verantwortung zu tun, die er hat. Und das ist ein Notstand, weshalb die Gesetze, die so etwas klarstellen, Notstandsgesetze heißen. Und die Sieger erlaubten in ihrer Großmut den Besiegten, sich diese Gesetze selbst zu geben, und erkannten sie damit wieder an als das große und tüchtige Volk, das sie ja waren. Und die anerkannten Besiegten und Schuldigen wußten, es würde nun gar nicht mehr lange dauern und sie würden wie jedes andere friedliebende Volk so sehr auf die Verteidigung vorbereitet sein, daß sie eines Tages Gelegenheit haben würden, sich in Sieger zu wandeln. Denn nach uraltem Gesetz findet sich, was für einander bestimmt ist:

Wo der Helfende ist, sammeln sich die Bedürftigen, wo der Strafende ist, die Schuldigen, und wo der Verteidiger lauert, zieht er den Angreifer an.

Anneliese Meyer

Der Süddeutsche Rundfunk schreibt für die Zeit vom 1. Februar 1966 bis 1. Oktober 1966 unter dem Motto „Lieder von Heute“ einen „Folksong-Wettbewerb“ aus.

Nach den Jazz-, Spiritual-, Gospel- und auch Beat-Wellen der letzten Jahre ist, ebenfalls im Ursprungsland all dieser musikalischen Bewegungen, in den USA, eine neue musikalische Form im Begriff, Zehntausende von jungen Menschen zu gewinnen und zu begeistern: der Folksong. Ein Folksong ist kein Volkslied im deutschen Sinne. In der „Zeit“ vom 12. November 1965 schreibt Dr. Petra Kipphoff über das Folksong-Festival in Newport:

„Ein großer Teil der Lieder, die heute von beruflichen und nebenberuflichen Folk-Sängern, von Professionals und Amateuren, vorgetragen werden, sind Lieder aus dem amerikanischen Süden, Neger-, Strafgefangenen- und Sklavenlieder, auch Kirchenlieder, die teils unverändert übernommen, teils mit aktuellen Strophen oder ganz neuen Texten versehen werden. Es sind einprägsame Melodien, voll von gläubiger Klage und sanftem Protest.“

Das Lied „We shall overcome“ zum Beispiel, das heute jeder Amerikaner mit der „Civil Rights“-Bewegung identifiziert, war ursprünglich ein Kirchenlied, wurde dann von Tabakarbeitern in Tennessee als Gewerkschaftslied übernommen und schließlich seit den frühen fünfziger Jahren von Weißen und Farbigen im Kampf gegen die Rassendiskriminierung gesungen. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß dieses Lied, das von nichts als geduldiger Überwindung und Hoffnung auf Frieden handelt, inzwischen eine quasi leitmotivische Bedeutung im „Civil Rights“-Kampf hat. Präsident Johnson wußte, was er tat, als er die Zeile „We shall overcome“ zum Anfang und Motto seiner großen Rede zur Rassenfrage machte.“

Hinzu kommen noch die vielen englischen, schottischen und irischen Balladen, die Liebes- und Abenteuerlieder. Aber immer sind es Lieder, deren Texte vom Menschen in dieser Welt der Gegensätze sprechen, vom Menschen in der Auseinandersetzung, vom „Nein-Sagen“ und vom „Ja-Sagen“. Das Bemerkenswerteste: die Texte wurden wieder wichtig! Mit der Aussage des Liedes identifizieren sich die Sänger und meist auch die Zuhörer. Das sinnlose ekstatische „yeh – yeh – yeh!“ wird abgelöst durch das bewußt gesungene „if I had a hammer...“.

Der Folksong-Wettbewerb des Südfunks ist ein Versuch, in Deutschland junge Liederdichter und Interpreten dafür zu interessieren, nicht nur einfach die Lieder anderer Nationen zu übernehmen oder zu übersetzen, sondern in der Vergangenheit und Gegenwart des eigenen Volkes Anlässe und Begebenheiten zu finden, die geeignet sind, in der Form eines „Folksongs“, also möglichst von Einzelsängern, die sich selbst auf einem Volksinstrument begleiten, vorgetragen zu werden. Ansätze dazu konnten bereits in den Festivals der Arbeitsgemeinschaft „Chanson-Folklore International, Burg Waldeck“ registriert werden.

Nicht das „Kunstlied“, nicht das „Volkslied“, nicht das „Marschlied“ werden gesucht, sondern der „Folksong“ unserer Zeit. Um es ganz deutlich zu sagen: Wir suchen keine Stars von morgen, wir suchen „Folksongs“ mit Texten, die aussagestark sind.

Grundvorstellungen

Unsere Idealvorstellung ist der von einem Einzelinterpreten (zugleich Autor und Komponist) vorgetragene „Folksong“, der vom Sänger selbst auf einem ausgesprochenen Volksinstrument begleitet wird. Unter Volksinstrument verstehen wir Gitarre, Laute, Banjo, Akkordeon, Bandoneon und ähnliche. Die Texte (auf die es besonders ankommt!) sollten sich mit der Welt, in der wir leben, auseinandersetzen. Dabei ist es durchaus nicht nötig, sich nur mit politischen oder gar parteipolitischen Themen zu beschäftigen. Das Zusammenleben der Menschen gibt genug Stoff für den „Folksong“. Wie es Beispiele aus den angel-

sächsischen Ländern zeigen, ist genug Raum auch für Liebeslieder und religiöses Bekenntnis. Allerdings sollte die Betrachtung immer vom modernen Menschen unserer Zeit ausgehen, ob es sich nun um einen Stoff aus der Vergangenheit, der Gegenwart, des intimen Erlebens oder der Gesellschaft handelt.

Zu einem wirklichen „Folksong“ gehört die musikalische, ja eigentlich die musikalische Darbietung. Der Wettbewerb legt zwar besonderen Wert auf die Textaussage, es wurden aber für beachtliche Kompositionen und Interpretationen ebenfalls Preise ausgesetzt.



Veranstalter des Wettbewerbs
„Lieder von Heute“ ist der Süddeutsche Rundfunk. Federführend ist die Redaktion des Jugendfunks. Anfragen und Einsendungen sind zu richten an:

„Folksong-Wettbewerb“
des Südfunks
75 KARLSRUHE
Kriegsstraße 168
Studio Karlsruhe

Da es sich um ein Experiment handelt, wird es der Jury vielleicht gar nicht möglich sein, die Einsendungen mit der absoluten Genauigkeit zu behandeln, die den Bemühungen der Autoren und Interpreten gerecht wird. Dennoch sollte jeder wissen, daß es dem Initiator, dem „Süddeutschen Rundfunk“, darum geht, der Welle des bloßen rhythmischen Exzesses und der Lautstärke die Gegenwelle des sinnvollen Textes und der liedhaften Aussage entgegenzustellen. Es könnte sein, daß wir im „Folksong“ die Verantwortung für unsere Gegenwart entdecken, für die Gesellschaft, für den Mitmenschen, für uns selbst.

Geteilter Himmel geteilte Meinungen

Filme aus der DDR sind bei uns gar nichts Alltägliches. Filmpremiere, den Schauspieler, Regisseur und meramann aus dem anderen Teil Deutschlands anreisen, um nach der Aufführung mit dem Publikum zu diskutieren, bezogen sogar Seltenheitswert. Kein Wunder also, daß ein regelrechter Sturm auf Karten einsetzte, der für allzu viele erfolglos blieb. Immerhin sollte es sich bald herausstellen, daß es ein illustriertes Publikum war, das sich zur besagten Premiere in einem Münchner Filmstudio eingefunden hatte. Aber das soll später die Rede sein, kommen erst zum eigentlichen Ereignis, zum Film selbst.

„Der geteilte Himmel“ ist ein DEFF Spielfilm, der den Versuch unternimmt, das Leben und die Probleme der Menschen in der DDR zu beleuchten. Ein Versuch, um das gleich vorweg zu sagen, der zwar in seiner künstlerischen und schauspielerischen Darstellung auszeichnete Noten verdient, der dennoch geachtet aber doch nicht ganz geglaubt sein dürfte. Oder scheint das nur der Bundesrepublikaner so? Wie dem auch sei: Es ist unverkennbar, daß der Streifen nicht nur als filmisches Kunstwerk auf Zelluloid gebannt wurde, sondern daß er ebenso sehr einem psychologischen Auftrag gerecht werden mußte (wie das uns in vergleichbaren Filmen nicht anders ist). Und genau hier haben sich die offenkundigen Schwächen eingeschlichen. Wieder drängt sich der Vergleich mit westlichen Produkten – aber lassen wir das.

Die Rahmenhandlung gibt eine Liebesgeschichte ab, die mit viel Takt und Feingespitzengefühl inszeniert ist. Zwei junge Menschen lernen sich kennen und lieben. Er ist Chemiker in einem imaginären Konzern, sie steckt inmitten ihres Lehrstudiums. Einen Teil dieses Studiums muß sie bei praktischer Arbeit bringen, als Arbeiterin in einer Waggonfabrik. Dabei wird sie Zeugin menschlichen Auseinandersetzungen innerhalb ihrer Brigade, von Materialmangel und Organisationsschwächen im Betrieb. Sie lernt Normen kennen und die Stopuhr, aber auch verschiedene Auffassungen von Arbeitsmoral. Und sie ist zu tiefst beeindruckt von der Welt der Fabrik.

Etwas anders liegen die Verhältnisse bei ihm. Er, der in allem ein Zweifler zu sein scheint, wird allmählich irre an den zahlreichen Schwierigkeiten, die sich auf seiner Karriere auftun. Als er schließlich erfahren muß, daß seine Erfindung nicht für die Produktion angewandt wird, sondern daß ein anderes Verfahren den Vorrang bekommt, da verdichten sich seine Zweifel gegen das ganze System. Zwar verzichtet der Film darauf, die Gründe der Ablehnung oder die Widersacher namentlich zu nennen, aber es ist schon beachtlich, daß sie in so ungeschminkter Weise aufgezeigt werden. Seine Enttäuschung bleibt naturgemäß nicht ohne Rückwirkung auf das menschliche Zusammenleben der beiden, und als die Kluft schon spürbar wird, da entschließt er sich zur Flucht in den Westen. Dorthin, wo es nach seiner Aussage keine Schwierigkeiten gibt, „weil man dort extra Leute anstellt, die Schwierigkeiten wegoperieren“, wie es einmal bei einer Auseinandersetzung aus ihm herausbricht. Er schreibt Briefe, und nach schwerer innerer Überwindung folgt schließlich ihm. Das Wiedersehen in Westberlin verläuft indes kühl. Nicht nur die Umgebung ist fremd, auch die beiden sind sich inzwischen fremd geworden. Hier erreicht

ns ge
nieren
und
Deuts
fführ
on, be
Wun
n auf
le erf
sch re
illus
esag
mkun
r da
men
um F

DER
rnim
er M
Ein V
sag
en u
aus
sens
egli
ur da
n au
streit
erk e
daß
n A
las t
ande
offe
liche
sch a
asse

eben
d Fi
bi ju
un
mag
ihre
Stu
it zu
gon
vo
en in
ang
trieb
opp
sur
zu
de

be
sei
zahl
vo
Mlich
ich
son
Vor
eine
wa
der
na
non
ster
äu
ne
Zu
die
eßt
in
ne
ort
en
er
sch
ie
er
ng
n-
nt



gisseurs über die Wirklichkeit tatsächlich an der Grenze ihre Grenze haben, wie er es halb verlegen beantwortete? Man kann es nicht recht glauben. Und man muß es gleichzeitig bedauern, daß sich der Streifen derartige Blößen gibt. Dadurch macht er es nämlich dem Durchschnitts-Bundesbürger leicht, den Film nicht zu mögen. Und erspart es ihm somit, sich mit dem auseinanderzusetzen, was der Film eigentlich will. Im „geteilten Himmel“ geht es mehr um Republikflucht als um gescheiterte Liebe. Es geht um das Problem eines nationalen Bewußtseins in der DDR, und es geht um die Frage der menschlichen Moral. Und so erfreulich dabei der Versuch einer differenzierten, mitunter sogar recht kritischen Darstellung der Verhältnisse gewertet werden muß, so kann es dem aufmerksamen Betrachter doch nicht verborgen bleiben, daß der Film nicht nur darstellen will. Er will auch erziehen. Das zeigt sich am deutlichsten in eben jener fragwürdigen Entscheidung von „ihr“, die – man mag es drehen und wenden so oft man will – letztlich doch gegen den wankelmütigen Freund und für das System und ihre standfesten Genossen ausfällt. Hier merkt man den politischen Auftrag, der um so einleuchtender wird, wenn man weiß, daß „Der geteilte Himmel“ bereits im Jahre 1960 entstanden ist – also lange vor der Mauer. Das muß man wissen, wenn man den Film verstehen und sich mit dem Thema auseinanderzusetzen will. Ihn rundheraus abzulehnen wäre zwar einfacher, aber auch törichter. Selbst dann, wenn er aus der DDR kommt!

Willi Baumann

Feuer...
Feuer...
Feuer...

